

# Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und  
Südosteuropaforschung

**jgo.e-reviews 2 (2012), 3**

**Online-Rezensionssupplement**

**An online book review supplement**

**Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von**

**On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by**

**Martin Schulze Wessel (München ) und  
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf  
Published on**



**recensio.net**

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

[http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index\\_html](http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html)

© **Institut für Ost- und Südosteuropaforschung**

**Redaktion / Editorial Office:**

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas  
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma  
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg  
Landshuter Straße 4  
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,  
jgo@ios-regensburg.de  
Internet: <http://www.ios-regensburg.de/de/publikationen/zeitschriften/jahrbuecher-fuer-geschichte-osteuropas/redaktion.html>  
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417  
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

**Problemy otečestvennoj istorii. Istočniki, isto-riografija, issledovanija. Sbornik naučnych sta-tej. [Probleme der vaterländischen Geschichte. Quellen, Historiographie, Forschungen. Aufsatzsammlung]. Redkol.: M. N. Baryšnikov, A. V. Golubev i drugie. Otv. red. M. V. Druzin. S.-Peterburg [etc.]: Nestor-Istorija; S.-Peterburgskij institut istorii RAN; Institut istorii Ukrainy NAN Ukrainy, Belorusskij gosudarstvennyj uni-versitet, 2008. 681 S. ISBN: 978-5981-87297-6.**

Die Herausgeber formulieren im Vorwort des Sammelbandes die Hoffnung, mit der Veröffentlichung den Grundstein für ein möglichst jährlich erscheinendes, aber offenbar noch nicht definitiv etabliertes Periodikum zu setzen: Die Publikation enthält keine entsprechenden bibliographischen Angaben. An erster Stelle steht hingegen eine Erklärung des Titels des Bandes: Durch den Zerfall der Sowjetunion habe sich die „Geschichtswissenschaft der einst miteinander verbundenen Republiken“ auseinander bewegt. Aber die Erforschung „der vaterländischen Geschichte“ habe sich fortgesetzt, „ohne sich auf die Untersuchung der Vergangenheit nur des eigenen Landes [dasjenige des jeweiligen Verfassers, S.R.] zu beschränken, sondern den gesamten historischen Hintergrund der Alten Rus' umfassend – das Moskauer Zartum und seine nächsten Nachbarn – das Russländische Imperium – die UdSSR“. Das Anliegen des russischen, weißrussischen und ukrainischen Herausgebergremiums ist es gemäß der Einleitung, nach 1991 entstandene neue Diskurse, die nationale Staatlichkeit jenseits Moskaus und Petersburgs legitimieren, auszuhebeln. Zudem sollten Historiker aus allen Regionen Russlands stärker mit in die wissenschaftliche Debatte einbezogen werden. Das Ziel ist es, eine übergreifende „vaterländische“ und – so der naheliegende Anfangsverdacht des Rezensenten – implizit eine russländische Deutungshoheit der Geschichte wiederherzustellen.

Der Sammelband gliedert sich in Teile zu Quellen, zur Historiographie, und zu Einzelforschungen. Der erste Teil ist dem Gedenken der Akademiker Vladimir V. Mavrodin, Semen B. Okun', Aleksandr L. Šapiro und Boris A. Rybakov gewidmet. Die Herausgeberin Natal'ja N. Jusova entschuldigt sich aber dafür, nur Texte mit Bezug auf den Leningrader Mediävisten Mavrodin zu veröffentlichen: Auf Gedenkreden folgen Hinweise auf dessen Nachlass und Editionen. In der weiteren Besprechung der mehr als fünfzig, meist knappen Einzelbeiträge beschränke ich mich auf jene wenigen, die über das „vaterländi-

sche“, ukrainisch-belarusisch-russische Verhältnis besonderen Aufschluss versprechen.

Der Minsker Historiker A. Ju. Bendin wendet den Blick auf die zarische Politik gegenüber der römisch-katholischen Kirche im „Nordwestlichen Gebiet“ des Russländischen Reiches und arbeitet den Umgang mit Widerstand gegenüber der staatlichen Bestrebung nach konfessioneller Homogenisierung heraus. Im Einklang mit dem Ausklammern belarusischer Forschung in der Bibliographie nimmt der Beitrag aber nicht auf andere Perspektiven Bezug.

Vielversprechend erscheint der komparatistische Beitrag von A. V. Mišina und A. S. Senajvskij: Die Moskauer Historiker vergleichen die Politik der Bol'seviki in Russland und in der Ukraine von 1917 bis 1919. Der unangepasste Einsatz von in zentralen Gebieten Russlands erprobten Methoden auch in der Ukraine habe das Verhältnis zu den ukrainischen Bauern zerrüttet. Aufstände führten zum vorläufigen Abzug.

Der gleichfalls informative Aufsatz des Kiewer Historikers M. V. Michajljuk über die „Deutsche Propaganda in der Ukraine (1941–1944)“ betritt weitgehend Neuland. Er revidiert aber „vaterländische“ ostslawische Geschichte nur insofern, als weder der in Russland weiterhin gültige sowjetische Begriff „Großer Vaterländischer Krieg“ noch der Terminus „Zweiter Weltkrieg“ verwendet werden.

Der Aufsatz des Moskauer Historikers A. P. Fedorovič über „Probleme der russländisch-ukrainischen Beziehungen der 1990er Jahre“ thematisiert die Diskussionen über den Status der Krim sowie der Schwarzmeerflotte und das Verhältnis der Ukraine zur Nato und fordert eine verstärkte globale systematische Einordnung dieser Kommunikationstränge. So genannt „Vaterländisches“ wird in dem Text mit Gewinn nicht beschworen. Auffälligerweise fehlen allerdings mit einer einzigen Ausnahme Titel aus der Ukraine (abgesehen von auf der Halbinsel Krim publizierten russischsprachigen Texten) im Literaturverzeichnis.

Die Thesen des Vorworts, das den überwiegend faktographisch ausgerichteten Sammelband einleitet, haben folglich wenig mit dem Inhalt dieser und der übrigen Beiträge zu tun: Texte zu ukrainischen oder belarusischen Themen sind unterproportional vertreten. Immerhin enthält der Band mehrere Beiträge auch aus peripheren Gebieten Russlands. Sollte mit dem Band in der Tat eine neue Zeitschrift begründet werden, ist den Herausgebern für ihr weiteres Erscheinen eine deutlichere methodische und theoretische Profilierung nahezulegen, etwa unter postimperialen Vorzeichen. Jedenfalls empfiehlt sich aber eine

Abkehr vom affirmativen imperialen Patriotismus, der in diesem, Kiew, Moskau und Minsk übergreifenden, Zusammenhang mit dem Adjektiv „vaterländisch“ verbunden ist. Wegweisend können hierzu gerade die Sammelrezensionsbeiträge sein, die in

**SIMON GEISSBÜHLER: Like Shells on a Shore. Synagoges and Jewish Cemeteries of Northern Moldavia. Bern: Project 36, 2010. 107 S., 1 Kte., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-033-02566-0.**

Die Geschichte, die Simon Geissbühler erzählt, ist nicht die des Holocausts. Dessen Opfer wurden nicht auf jüdischen Friedhöfen begraben, wurden nicht beerdigt, wurden liegengelassen, verbrannt, verscharrt. Wovon Simon Geissbühler erzählt, ist die Zeit vor dem Holocaust, als es noch lebendige jüdische Gemeinden in Rumänien, der Bukowina und Russland gab, sind auch die Jahre nach dem Holocaust, als die Überlebenden der Judenvernichtung ihr Land verließen, hinausgetrieben vom stalinistischen Terror, beraubt ihrer Heimat durch Perspektivlosigkeit und wiederauflebenden Antisemitismus. Deshalb auch gilt sein Blick der Nordmoldau, also jenem Gebiet, das bereits im 18. Jahrhundert viele Juden in einem Staat beherbergte, doch heute von zahlreichen Grenzen zwischen Rumänien, der Ukraine und Moldawien durchzogen ist. Vielleicht kommt im Text zu kurz, dass die Grenzen nicht erst 1945 gezogen wurden, dass diese Grenzen das Schicksal der Juden zeitgenössisch maßgeblich bestimmten, dass die Juden der Bukowina, der Moldau und Bessarabiens ein ähnliches, aber doch nicht das gleiche Los hatten. Die differierenden Bilder, die Geissbühler in seinem Werk abdruckt, erklären sich auch daraus.

Jüdisches Leben gibt es in diesem Raum heute kaum noch, nicht einmal die Erinnerung daran, denn die Bewohner haben inzwischen gelernt, nicht hinzuschauen, nicht auf die zerfallenden Wohnhäuser, nicht auf den Unrat auf der Straße, aber auch nicht auf das, was übrig geblieben ist von einer lebendigen jüdischen Kultur: die steinernen Überreste, die Friedhöfe, die Synagogen. Sie überlassen das Werk dem natürlichen Verfall, den Sträuchern und Bäumen, den Erdverwerfungen, dem Wind, dem Regen.

demselben Band von Kiewer und Minsker Historikern über allerdings (konsequenterweise) so genannt „ausländische“, d.h. in der Mehrheit angelsächsische, Forschungen vorgelegt werden.

*Stefan Rohdewald, Passau*

In dieser Situation ist Simon Geissbühler, Geschichts- und Politikwissenschaftler, Diplomat, bis 2010 an der schweizerischen Botschaft in Bukarest tätig, in den Nordosten gefahren. Er hat seine Kamera mitgenommen, Fotografen gefunden, die das festgehalten haben, was noch zu sehen ist, aber bald nicht mehr zu sehen sein wird, jedenfalls dann nicht, wenn der Umbruch von 1989 keinen anderen Umgang mit der vergangenen Kultur veranlasst. Die Juden Bessarabiens und der Bukowina können das kulturelle Erbe ihrer Vorfahren nicht mehr pflegen. Zu viele von ihnen starben. Die ausgewanderten Juden der Moldau sind zu alt, um von Israel aus das Gedächtnis wachzuhalten. In Rumänien selbst sind es zu wenige, um überall die Erinnerung an die vielen hunderttausend Menschen aktiv zu bewahren. Immerhin, die Synagoge von Botoșani ist wiederhergerichtet, umgeben von tristen Wohnsilos der sechziger Jahre, aber im Innern beeindruckend restauriert.

Geissbühlers Buch ist eine einzige traurige Anklage und Aufforderung, sich der Vergangenheit zu stellen. Dazu verwendet er kurze Sätze, erzählt in dürren Strichen, was noch übrig geblieben ist, was er bei seinen Reisen noch zu sehen bekam, schildert in nüchternen Zahlen, was wir über die ehemaligen jüdischen Gemeinden wissen. 177 Endnoten erschließen die verwendete, vorwiegend deutsch- und englischsprachige Literatur. So ist ein Buch entstanden, das durch seine kargen Worte und beeindruckenden Bilder anrührt, aufschreckt, traurig, aber auch wütend macht. Nur Menschen erinnern der „fremden“ Toten, fragen nach der Vergangenheit. Geissbühlers kommentierter Bildband nährt die Hoffnung auf mehr Menschlichkeit, auf die Fähigkeit, sich aus der Lethargie der Gegenwart zu befreien, weil der Autor dann doch Gesprächspartner und Mitreisende für seine Erkundungen gefunden hat.

*Armin Heinen, Aachen*

**Narrative des Nationalen. Deutsche und polnische Nationsdiskurse im 19. und 20. Jahrhundert.** Hrsg. von Izabela Surynt und Marek Zyburra. Osnabrück: fibre, 2010. 398 S. = *Studia Brandtiana*, 2. ISBN: 978-3-938400-55-5.

Die miteinander verflochtene Geschichte der polnischen und der deutschen Nation spiegelt sich auch in deren Nationalliteraturen wider. Von daher überrascht es nicht, dass die Imagination der eigenen Identität ständig mit der Abgrenzung von der anderen Nation verbunden war und immer noch ist. Der hier besprochene Band knüpft genau an diesem Punkt an. Die beiden Herausgeber betonen im Vorwort, dass Nationalliteraturen keineswegs als endgültig festgelegtes, einheitliches Phänomen, sondern vielmehr als heterogenes Projekt aufzufassen seien, welches einer stetigen Auseinandersetzung bedarf.

Im ersten Buchabschnitt widmen sich drei Autoren in grundsätzlichen Überlegungen dem identitätsstiftenden Wirken von Nationalliteraturen. Gleichzeitig dienen diese Beiträge als thematische Basis und Klammer, für die im darauffolgenden Abschnitt enthaltenen Texte. Mit einer Untersuchung des Konstruktionscharakters von Nationalliteraturen wartet Walter Schmitz in seinem Beitrag auf. Dabei konstatiert er eine bis heute existente Verflechtung von Nationalliteratur und Prozessen der Nationsbildung. Im folgenden Kapitel geht Jürgen Joachimsthaler auf die Abhängigkeiten von Nation, Stil und verzögerten Wandel ein, welche sich bis heute in einem Ringen nationaler Gemeinschaften um Integrität, Stabilität oder gar Homogenität zeigt. Hubert Orłowski beschäftigt sich in seinem Aufsatz insbesondere mit Analysen und Reflexionen zur zeitgenössischen polnischen und deutschen Nationalliteratur. Er bekräftigt, dass eine nationale Identität „als eine Art von Minimum-Programm, ohne Anspruch auf Integrations- und Abgrenzungsfunktion, nicht mehr ausreichende[n]“ (S. 83) würde.

Der nächste Teil des Buches enthält diverse Fallstudien zu den „Entwürfen des Nationalen im Vergleich“, unter denen sich verschiedene Schwerpunkte ausmachen lassen. Im ersten Beitrag interpretiert Mirosława Zielińska eine Neulektüre von Adam Mickiewicz’ „Büchern des Polnischen Volkes“ als Anti-Hegel-Prophetie, aus welcher ersichtlich wird, in welchem starkem Maße sich die polnischen Nationaldichter auch an europaweit diskutierten Ideen und Konzepten orientierten. Anschließend analysiert German Ritz die romantische Kosakenfigur in der polnischen Romantik unter dem nationalen Aspekt. Dabei kristallisiert er das gewichtige Themenfeld des

„Ostens“ heraus, in welchem es vor allem um dessen Relevanz und Stellenwert für die Herausbildung einer polnischen Nationalidentität geht.

Die folgende Gruppe von Beiträgen untersucht vor allem die Bedeutung von Stereotypen, Mythen und Topoi in der beiderseitigen Wahrnehmung und Narrationen von Polen und Deutschen. Marek Zyburra beschäftigt sich in seiner Analyse mit dem in der Romantik entstandenen polnischen Deutschenbild vom Kreuzritter. Diesen „Mythos des Krzyżak“, welcher so lange die deutsch-polnischen Beziehungen belastete, wähnt der Autor immer noch präsent. In der folgenden vergleichenden Analyse über die polnischen und deutschen Tannenberg-Grünwald-Imaginationen des „langen 19. Jahrhunderts“ greift Piotr Pryzbyla ebenfalls die Gleichsetzung von „Deutschem Orden“ und „den Deutschen“ auf. Dabei stellt er die konstituierende Rolle der Geschichtswissenschaft als „imaginative Fundierung der Nation und des Nationalstaates“ (S. 160) dar. Der Beitrag von Izabela Surynt beleuchtet den Kreuzrittermythos und dessen Verbindung mit der deutschen Kulturideologie im späteren 19. Jahrhundert. Hier beleuchtet die Autorin insbesondere die Funktion des spezifisch deutschen Bildungs- und Kulturbegriffs als Kompensationsinstrument gegenüber einer bürgerlichen politischen Ohnmacht.

Die Autoren der folgenden drei Studien behandeln die Fragen der Literarisierung des „Anderen“ in Werken des polnischen Positivismus und des deutschen Realismus. Rudolf Urban beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Viebig’s Roman „Das schlafende Heer“ als Teil der Ostmarkenliteratur, welcher seiner Ansicht nach als „eine Art historisches Dokument der preußischen Propaganda“ (S. 212) zu werten ist. Der Verfasser verweist auf eine ausdrücklich negative Konnotation des Bildes von Polen und seinen Bewohnern. Magdalena Lasowy untersucht die Darstellungen von Adel und Bürgertum und des städtischen Raums in den Romanen von Prus’ und von Freytag, welche jeweils die eigene nationale Identität widerspiegeln. Beide Romane problematisieren nicht nur das Zusammentreffen der bürgerlichen und der adeligen Welt, sondern auch die Begegnung verschiedener Zeiträume und Denkweisen. Anna Wala untersucht in ihrem Beitrag die Chroniken von Prus insbesondere auf deren Darstellung von deutschen Sitten und polnischen Unsitten hin, womit der Autor seine Zeitgenossen zu einem Umdenken und zu positiven Veränderungen bewegen wollte.

In den folgenden beiden Beiträgen wird die bilaterale Perspektive um nationale Mythen und Entwürfe des Judentums erweitert. Oliver Geisler befasst sich

in seinem Aufsatz mit Exklusionsstrategien in Raabes „Hungerpastor“. Die Konkurrenzgeschichte beschreibt Denkweisen und Haltungen, denen die Verantwortung für die zeitgenössische Problematik zugeschrieben wurde. Annette Teufels Studie über die Entwürfe der jüdischen Nation und die Gründungsmythen des Staates Israel deckt auf, wie zahlreich die Überlappungen und Analogien in den verschiedenen nationalen Entwürfen des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren, was wiederum auf einen intensiven Austausch der diversen europäischen Nationsdebatten verweist.

Die anschließende Gruppe von Aufsätzen bezieht sich auf zeitgeschichtliche Aspekte in der Gegenwartsliteratur. Der Beitrag von Dariusz Wojtaszyn befasst sich mit der Resistenz und Lebendigkeit des Stereotyps der „polnischen Wirtschaft“ anhand des Umgangs der Regierung und der Parteiführung der DDR mit der Solidarność-Bewegung in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Hierzu analysierte er vergleichend die ostdeutsche Presse jenes Zeitraums. Malwina Orepuk thematisiert in ihrer Studie die nationale Identität der Deutschen im Zusammenhang mit der Erinnerung an die Zerstörung Dresdens im Zweiten Weltkrieg. Dabei konzentriert sie sich weniger auf das individuelle oder soziale Kurzzeitgedächtnis, sondern vielmehr explizit auf das kulturelle Langzeitgedächtnis.

**Novye Ierusalimy. Ierotopija i ikonografija sakral'nych prostranstv. [Die neuen Jerusaleme. Hierotopie und Ikonographie sakraler Räume]. Redaktor A. M. Lidov. Moskva: Indrik, 2009. 910 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-5-91674-051-6.**

New Jerusalem is the most recent volume in a series devoted to the conceptual foundations of Eastern Orthodox Christianity produced by the Research Center for Eastern Christian Culture in Moscow under the direction of Aleksei Lidov. The previous collections have concerned “Jerusalem in Russian Culture” (1994, eng. ed. 2005), “The Eastern Christian Church: Liturgy and Art” (1994), “The Miracle-Working Icon in Byzantium and Early Rus” (1994), “The Iconostasis: Origins – Development – Symbolism” (2000), “Eastern Christian Reliquaries” (2003), “Hierotopia: The Creation of Sacred Spaces in Byzantium and Early Rus” (2006), and “Hierotopia: Comparative Studies of Sacred Spaces” (2009). The current volume is based on papers given at a 2006 conference co-sponsored by the State Treťiakov Gallery in Moscow, timed to coincide with the 350th anniversary of the founding of the

Der abschließende Aufsatz von Eva und Hans Henning Hahn zum „deutschen Osten“ beschäftigt sich mit dessen Mythos als „verlorenes Traumland“. Das Historikerpaar konstatiert phraseologische Kontinuitäten einer Verlustrhetorik von der Nachkriegszeit bis heute. Sie betonen die nationsstiftende Bedeutung jener Verlustrhetorik für das deutsche Selbstbild und die Narrative des Nationalen.

Insgesamt fällt eine differenzierte Bilanz des recht heterogenen Sammelbandes „Narrative des Nationalen“ nicht leicht. Die Aufsätze der ersten Sektion bieten wichtige, grundlegende Überlegungen zum Einfluss der Literatur auf die gegenwärtigen Nationsdiskurse. Den literaturwissenschaftlichen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie die wechselseitigen Verflechtungen und Abhängigkeiten nationaler Diskurse insbesondere in der Literatur hervorheben. Die einzelnen geschichtlichen Studien ergänzen dieses Postulat und bieten aufschlussreiche Einsichten in die historischen wie zeitgenössischen Beziehungen zwischen Polen und Deutschen. Aufgrund deren ungleicher Gewichtung erscheint der polnische Buchtitel „Die erzählte Nation“ deutlich treffender. Insgesamt bieten die Untersuchungen interessante Impulse zu einer vertiefenden Beschäftigung mit den deutsch-polnischen Nationsdiskursen.

*Felicitas Söhner, Dillingen*

Patriarch Nikon's Resurrection-New Jerusalem Monastery.

The very term New Jerusalem is an ambiguous one, referring now to a political-religious instantiation of earthly Jerusalem in an urban locus (synonymous with second Jerusalem), now to the heavenly city that will descend to a transfigured earth following the Last Judgment to serve as the eternal abode for all those who have found God's favor at the End Times (namely New Jerusalem). In the former case, a new or second Jerusalem is understood in the Davidian tradition, the site of the ruler's domain, the capital of a chosen people, a city imbued with the sanctity and aura of the original 'Old' Jerusalem in the Holy Land. A new Jerusalem is primarily a result of inspiration from Old Jerusalem, but can itself elicit emulation. Ancient Kiev saw itself as a new Jerusalem, but also as a new Constantinople, the Byzantine capital itself deriving substance from the City of David.

The latter case, the New Jerusalem, looks not to the past but to the future. It is identified with salvation of the faithful, with paradise returned to those who will conquer death in the aftermath of Christ's

Second Coming. Additionally, one must consider the term (Old) Jerusalem itself, the original city of David, and its association with holy places and holy beings, a historical center of the world that earned God's praise and God's punishment. In a medieval setting, it is not always possible to keep these three distinct referents apart, one often shading into the other in the context of local predilection and value. The current volume preserves this ambiguity, presenting a wide range of themes that invoke all three notions. Foremost attention, however, is directed at the models provided by New Jerusalem and Old Jerusalem.

Old Jerusalem is reasonably well documented in Old and New Testaments as well as in pilgrims' narratives, and thus provides a ready fund of specific holy places, persons and events to cite or emulate. The Book of Revelation, on the contrary, reveals the barest of details about the physical design of the heavenly New Jerusalem once descended. We know its gross dimensions, its cubical shape, and the material composition of its foundations, gates and walls. Made of pure gold, without edifices, it is bathed in the brightness of the Lord's divine light and thus in need neither of sun nor moon. The representation and function of this supremely abstract city of contained space, in stark contrast to the vile and mundane Babylon, are thus left to the creative imaginations of the faithful as expressed in their own sacred spaces defined in verbal and nonverbal media. This volume shows, indeed, that there is a rich gamut of representational possibilities generated by this most desirable, yet least delineated, urban paradise.

In this collection of thirty-six articles by an international cohort of scholars, we come to understand the ubiquity of New Jerusalem / Old Jerusalem in a variety of forms and practices, most architectural, but some having to do with ritual, iconic representation and the disposition of relics. Locales considered range from the Holy Land to the Byzantine Empire, Rus', Cyprus, Italy, Serbia, Germany, Georgia and Armenia.

Although specific, local characteristics are to be expected in the cultural expression of the various Jerusalems noted, one is struck by the recurrence of patterns of representation across such a large geographical spread. These patterns can be based primarily on an iconic association with Jerusalem, through formal or relational (diagrammatic) similarity; or an indexical (metonymic) association, through contiguity. Because the overarching subject matter of this collection is hierotopia – sacred space – Old and New Jerusalem provide very different models for

emulation. Old Jerusalem, with its major buildings, elevations, walls, gates and streets, offers abundant sources for iconic representation.

The most consistent model for the visualization of New Jerusalem has long been the earth-bound Church of the Resurrection, the Holy Sepulcher, in Jerusalem itself, precisely because of its metonymic association with Christ's victory over death and its corresponding symbolic link with the salvation of the faithful in the future. This complex of sacred spaces can, of course, be re-imagined in general terms as an enclosed baldachin (e.g. the Aachen reliquary, 969–979) or in much more precise terms as a reproduction of the physical site. Both can be understood as icons, but the latter is all the more striking with its emphasis on the duplication of exact dimensions and spatial configurations in order to recreate hierotopia in a new setting. A cardinal example of this is the Resurrection-New Jerusalem Monastery in Istra near Moscow, begun in 1656. Designed as an exact replica of the Holy Sepulcher, Patriarch Nikon had sent his assistant Arsenii Sukhanov to Jerusalem to obtain precise measurements, apparently firm in his belief that such an accurate replication of this holiest of spaces would generate a new Jerusalemic hierotopia in Russia. Also ensuring such accuracy was a wooden model brought back from Jerusalem, and architectural plans of the Holy Sepulcher, by the Franciscan monk Amico that found their way to Moscow before construction was completed. The perfect measurement of a gradient hierotopia, with sacrality amplified the closer one came to the Holy Sepulcher itself, guaranteed a similar result far from Jerusalem itself. The rotunda first recorded over the edicula surmounting the Sepulcher in the 13th century inspires the generation of rotunda-shaped bell towers in Armenia in the same time period. Similar attempts at reproduction are noted for Greece and Cyprus. In Russia, historical exactitude is favored by the increasing authority of the Antiochene understanding of the liturgy with its emphasis on the earthly life of Christ, a perspective played out in the reform of major royal rituals in the 17th century during Nikon's tenure.

If the iconic imperative is inspired by New Jerusalem itself, its ambiguity leads to a variety of spaces meant to represent it, for example, holy caves in the wilderness of Georgia and Serbia juxtaposed to urban centers such as Mtskheta and Belgrade associated with Old Jerusalem. The eschatological New Jerusalem can also be imagined as a royal palace, a gate church over a major entrance into a walled city (e.g. Constantinople), an octagonal chan-

delier alluding to the cult of Jerusalemic light begun under Charlemagne, or as the special space created by a “Jerusalem wall” that separates nave from transept in 12th-century Sicily (e.g. Palermo, Monreale).

Hierotopia can also be created by contiguity with images of Jerusalem, icons, frescoes, and mosaics, encolpia in the shape of the Holy Sepulcher, together with manuscripts whose narratives invoke the spiritual setting of Jerusalem. Relics and Jerusalemic images brought back from the Holy Land provide tangible contiguity with the holy, presenting the spiritual power of Jerusalem Old and New to distant lands, the sole sources of such hierotopic proximity

**L'Europe orientale, 1650–1730. Crises, conflits et renouveau. Paris: Éditions de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, 2010. 348 S., Ktn., Graph., Tab. = Cahiers du Monde Russe 50 (2009) 2/3. ISBN: 978-2-7132-2260-3.**

This interesting volume of twenty articles was selected (after rigorous review and revision) from thirty-four papers presented during a two-week conference at the École des Hautes Études en Sciences Sociales in September 2005. The authors range from doctoral students to senior scholars and include contributors from Ukraine and White Russia – one of the volume's most valuable assets – as well as from the Russian Federation, France, Germany, and the United States. Two thirds of the articles are in French, the rest in Russian and English. The majority of the contributions fulfill the conference organizers' call – as outlined by André Berelowitch in a thought-provoking introduction – to “abandon the ways of thinking firmly anchored in tradition” (p. 284) and relish “the freedom to choose one's model” (p. 285). Doubt of inherited truths, creative imagination, and the quest for new interpretations – scholarly virtues invoked by Berelowitch – have inspired most contributors.

Elena Rusina (Institute of History, Ukrainian Academy of Sciences) sheds light on the obstacles confronted by innovative historians in Eastern Europe. The essay is a *tour de force* that shows how post-1992 nationalist discourses undermined important archival research projects and produced pseudo-historians catering to public moods. Rusina's courage to speak openly about these issues provides sobering insights into the “myth-making strategies” (p. 352) that the next generation of historians will have to confront. One historian who does so successfully is Alekh Dziarnovich (Institute of History, White Rus-

to the holy city. The True Cross and its reproductions provide the faithful with permanent attachment to this *axis mundi*, in life and in death through the markers on grave-sites.

This rich and original collection of contributions to the study of hierotopia offers important insights and tangible evidence of the variety and coherence of Orthodox Christian thought as it pertains to Old and New Jerusalem. It is a rewarding addition to the growing list of volumes documenting the intense activity and productive thought stimulated by Aleksei Lidov's Research Center for Eastern Christian Culture.

*Michael S. Flier, Cambridge, MA*

sian Academy of Sciences). His article on warfare and society demonstrates the importance of questioning the literary stereotypes of memoirs, journals, and chronicles. Inspired by the revisionist work of Polish historians (Andrzej Rachuba et al.) the author provides realistic insights into the trauma of warfare effectively refuting the Soviet standard view that downplayed warfare (postulating the existence of Russian-White-Russian friendship) as well as recent nationalist interpretations that drew on modern theories of total war to demonstrate the complete destruction of White Russia by the Muscovite army.

Other highlights include the articles by Pavel Lukin (Moscow) and Andrei V. Zakharov (Cheliabinsk). Lukin calls for a systematic exploration of the *slavo i delo* proceedings – a huge but hardly studied archival legacy – to provide new perspectives on Russian popular culture. Taking issue with current interpretations he formulates a number of important research questions: how did non-elite groups define their collective identity vis-a-vis other social strata? For example, how did Cossacks, *posad* dwellers, and Russian orthodox clerics see themselves? And how were they perceived by other segments of society? And how did ordinary Russians see the powerful? Was there a public opinion (*opinion publique*) that was critical of political power? And finally, how did the phenomena of pretendership and heresy – much more widespread than currently thought – fit into this equation? Lukin's article should help to re-energize the much neglected study of Muscovy's lower strata. By contrast, Zakharov calls for a renewed scholarly focus on the Russian aristocratic elite during the Petrine era. The author impressively outlines the possibilities of new prosopographic studies based on *boiarskie povestki* and *boiarskie spiski*, detailed serial sources that allow for the reconstruction of career paths. Zakharov demonstrates that the old bo-

yar elite remained an important force throughout the Petrine reforms and he rejects age-old assumptions about the differences between traditional Muscovite and new Petrine elites as “mistakes and myths” (p. 589).

The articles by Petr S. Stefanovich (Moscow) and Il'ia Z. Zaitsev (Moscow) discuss important new evidence from western libraries and archives. Zaitsev carefully analyzes a manuscript convolute from the French National Library that elucidates diplomatic relations between the Ukrainian Hetman Petro Doroshenko (1666–1676) and the Ottoman Porte. The article is a masterpiece of erudition – Zaitsev is at home in both East Slavic and Ottoman sources – and demonstrates in unprecedented detail how important Doroshenko was to Grand Vezir Ahmed Köprülü's design to expand the Ottoman Empire's borders towards Poland and Muscovy. Stefanovich made a similarly spectacular discovery in the British Library: he tracked down the correspondence between a British merchant and his Russian teacher, a *posad* dweller from Pskov. The correspondents' search for common religious values – which they found in personal and social ethics – shows a level of mutual respect, curiosity, and tolerance that is rarely found in foreign travel accounts. Stefanovich suggests that the *posad* man's religiosity was typical for orthodox urban milieux (*la culture citadine*) but he might have considered that several Russian towns – including Pskov and Novgorod – had long been hotbeds of religious dissent and spiritually inspired individuals like the anonymous Russian writer became repeatedly targets of investigations (as demonstrated, for example, by Aleksandr I. Klibanov).

Alexander Lavrov (Paris) draws on unstudied reports by the Swedish resident Christofer Kochen to make new observations about the 1682 Moscow Uprising. According to Lavrov, the key for understanding the revolt was the Kremlin's inability to pay the musketeers which had resulted from a profound fiscal crisis (Kochen reports that the Kremlin's treasury was empty). In addition, the rebels issued demands for the reintroduction of the old liturgical rites. Whether these demands reflected a profound “religious crisis” (p. 549) in Russian society and the existence of an organized Old Believer opposition (p. 551) – as the author suggests – remains debatable considering the ease with which rebel leaders abandoned their calls for religious change after their fiscal grievances had been addressed. Lavrov is most convincing in his vehement rejection of the wide-spread notion that Muscovy was not subject to the “general crisis of the seventeenth century” (Eric Hobsbawm).

His discussion of the dilemmas of military modernization and fiscal reform is instructive and sheds new light on the prehistory of the Petrine reforms.

The volume contains several other original contributions. Andrii V. Blanutsa (Kiev) meticulously reconstructs “the nobility's real estate market” in Volhynia during the sixteenth century drawing on substantial evidence from the Ukrainian National Archives. Andrei Matsuk (Minsk) combines data from various archives and libraries (in Russia, Lithuania, Poland, and Ukraine) to elaborate on the political games of the Sapieha clan at the Russian imperial court after the death of Peter I (especially Sapieha's ambitions to win over Alexander Menshikov). Aleksei V. Sirenov (St. Petersburg) presents a synopsis of his new research about seventeenth-century redactions of the Book of Degrees (*Stepennaia kniga*) arguing that they reflected the Romanov dynasty's quest for legitimacy. Brian Davies (St. Antonio, Texas) shows that the Pereiaslav' Treaty of 1654 did not result from rhetoric of orthodox unity but pragmatic military and geopolitical considerations. Most innovative are Davies' observations about Ottoman-Ukrainian relations and the Kremlin's “concerns about the Hetmanate saving itself by throwing itself upon the mercy of the Ottoman sultan and the Crimean khan” (p. 478). Last but not least one must mention the archival detective work of Sergei P. Orlenko (Moscow) who traced the violent conflicts and scandals caused by the English emissary John Hebdon, Jr. during his unauthorized stay in Moscow in the late 1670s.

One must congratulate the editors of this volume for having put together such an unusual array of strong scholarship. The contributions discussed here indicate that one can be hopeful for the future. Most importantly, this volume demonstrates that there is an impressive cohort of Ukrainian, White Russian, and Russian historians – including a new generation of scholars – who produce excellent work on the early modern period. These scholars dare to think outside the box, have an impressive command of archival sources, and strive to adopt new models of interpretation that undermine the dominant political discourses of past and present. The volume is a must-read for scholars of the early modern East Slavic world. It is also highly recommended to historians working on other European regions (e. g., Slovakia, Hungary, Romania) where the study of the early modern period remains under the sway of traditional national historiographies.

*Georg Michels, Riverside, CA*

**MIKHAIL IUR'EVICH ZENCHENKO: Južnoe rossijskoe porubež'e v konce XVI – načale XVII v. (opyt gosudarstvennogo stroitel'stva). [The Southern Russian Frontier Region at the End of the Sixteenth and the Beginning of the Seventeenth Century (The Experience of State Construction)]. Moskva: Pamjatniki istoričeskoj mysli, 2008. 223 S. Karte, Bibl. ISBN 978-5-88451-231-3.**

In this well-researched monograph Mikhail Iur'evich Zenchenko examines the process by which Muscovy's southern frontier region was integrated into its state structure, shedding new light on the political, economic and social development of the border zone.

After an introduction surveying Russian-language historiography and sources, Zenchenko presents five chapters dealing with policy toward the southern steppe under Ivan IV, the concept of “popular colonization,” Boris Godunov's policies, the role of the frontier cities during the uprisings of 1606–1607, and the conversion of these frontier forts into Muscovite “districts” (*uezdy*), followed by a brief conclusion.

Zenchenko traces later developments in the southern frontier zone to the policies of Ivan IV. The establishment of a system of scouts and lookout posts (*storozhevaia i stanichnaia služba*) in 1571 was followed by six years of further reform from 1574–1580. Overall Zenchenko questions the usually lauded success of this system, which he thinks deserves little credit for the Muscovite victory over the Crimean Tatars at Molodi in 1572. In 1575 the far outposts (*stany*) were destroyed. The establishment of the “border command” (*ukrainnyi razriad*) over the forts south of the Oka River separate from the Oka River defensive line protected Central Muscovy from Crimean raids better than it defended Riazan'. In 1599 the “shore” military service, the mustering of regiments along the Oka River to prevent Crimean incursions, was abolished.

Zenchenko dismisses the notion of “popular colonization” of the southern frontier as a myth. At most peasant settlement supplemented state military colonization. He also makes some interesting remarks on the ability of the Russian peasant with his axe to adapt to the treeless black earth zone without a loan from a monastery or landlord.

Boris Godunov's failure to protect the southern frontier and to pay the military servitors made the population ripe for pretenders. This was not class warfare but tension between virtually the entire pop-

ulation of the “towns” against the governor appointed in Moscow.

Zenchenko draws distinctions between the older border cities, closer to the settled Muscovite heartland, and the more distant outposts in the steppe itself. He disputes the generalization that the entire region supported the False Dmitriis. Gentry closer to the Oka line united behind the government against the threat to land and order from the Cossacks.

Integration of the frontier had social, economic and administrative aspects. Fortresses whose population consisted of little more than arquebusiers and Cossacks who required food subsidies from central Muscovy to subsist evolved into standard “districts” with landowning gentry and peasants engaged in agriculture. However, gentry corporations of landowners did not develop in the steppe regions of the frontier until the very end of the Time of Troubles, later than is usually assumed, as attested by cadastres. While cities such as Elets, Livny, and Kursk were thoroughly integrated into the Muscovite administrative apparatus as “districts,” more distant Belgorod, Voronezh, Oskol and Valuiki were just beginning to evolve in that direction and were still dominated by Cossacks, not gentry and agricultural peasants.

Zenchenko is adept at debunking some myths widespread in Soviet historiography such as the Troubles as a Peasant War and “popular colonization.” He also at least denies the applicability of the myth of the freedom-loving Cossacks to the Volga Cossacks who lived by brigandage against Russians. Nevertheless he approaches Soviet cliché in blaming neglect of the frontier under Ivan IV to the selfish class interests of the boyars who gave a higher priority to protecting their estates in Central Muscovy than to defending the southern frontier.

Even given his narrow definition of relevant scholarship, Zenchenko's bibliography lacks some relevant Russian-language publications one would have expected him to cite. It contains two works in Ukrainian, one in Polish, and one in French. Were he familiar with recent English-language scholarship on the Troubles he would have realized that he is less original than he claims.

Zenchenko's chapters are loosely chronological in sequence but his selective treatment of themes and attention to detail sometimes obscures his main points. Some but not all of his conclusions are more clearly expressed in his conclusion than in his chapters. Sometimes material in the chapters seems unrelated to the chapter titles.

The biggest virtue of the monograph is its sensitivity to geography. The glossy color insert map of the entire region and all its cities is crucial for following Zenchenko's argument. It enables the reader to 'see,' for example, how the new cities followed the Crimean incursion route from Tula to Riazan'. Also attractive is the bibliographic listing by RGADA fond of archival documents individually, and of published documents in chronological order. Finally,

**ROCHELLE GOLDBERG RUTHCHILD: Equality and Revolution. Women's Rights in the Russian Empire, 1905–1917. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 2010. XX, 356 S. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-4390-7.**

Als im Februar 1917 in Petrograd Unruhen und Massenproteste ausbrachen, die das Ende der Zarenherrschaft einleiteten, befanden sich unter den Demonstrierenden zahlreiche Frauen. Oftmals werden die spontanen Erhebungen in der Forschungsliteratur als Brotunruhen angesichts von Mangel und Armut durch den Krieg interpretiert. Dieser Sichtweise von einer affektiven Reaktion auf desolate Lebensumstände widerspricht die Autorin. Sie vertritt in Bezug auf die weibliche Partizipation bei den Demonstrationen die These, Frauen hätten sich beteiligt, weil sie ein über mehrere Jahre gewachsenes politisches Bewusstsein besessen hätten. Sie nutzten bewusst die Chance, ihre politischen Anliegen wie gleiche Rechte und das allgemeine Wahlrecht zu proklamieren und einzufordern. Die Autorin interpretiert die Frauenaufstände als gezielte Aktionen, die auf einem klaren politischen Bewusstsein für weibliche Bürgerrechte basierten. Und diese Haltung sei nicht erst im Revolutionsjahr 1917 entstanden, sondern habe sich spätestens seit der Revolution von 1905 herausgebildet und als soziale Bewegung entwickelt. Ein zwölf Jahre dauernder Kampf führte dann zur Einführung des Frauenwahlrechts im Juli 1917.

Rochelle Goldberg Ruthchild knüpft mit ihrer vorliegenden Studie zur Frauenbewegung in der ausgehenden Zarenzeit an ihre eigenen einschlägigen Forschungen zum Thema sowie an die Arbeiten von Richard Stites, Linda Edmondson, Norma Noonan und Bianka Pietrow-Ennker an. Sie wertet bekanntes Quellenmaterial wie zeitgenössische Frauenzeitschriften, Dumaakten, Kongressberichte und Selbstzeugnisse aus, zudem fließt in die Arbeit eine sehr gute Kenntnis der vorhandenen Forschungsliteratur mit ein. Auch wenn die Autorin tendenziell keine neuen, überraschenden Einblicke bietet, arbeitet sie

formatting slightly indented lengthier quotations from sources in boldface type enhances the presentation. An index would have been helpful.

Zenchenko's "Iuzhnoe rossiiskoe porubezh'e v kontse XVI – nachale XVII v. (opyt gosudarstvennogo stroitel'stva)" will interest all specialists in Muscovite history.

*Charles J. Halperin, Bloomington, IN / USA*

fundiert heraus, wie sich ein Bewusstsein für Frauenrechte zwischen 1905 und 1917 in verschiedenen sozialen Schichten und politischen Gruppierungen herausbildete. Ihr ist es ein Anliegen, nicht nur die verschiedenen Organisationen wie „Russkoe ženskoe vzaimnoblagoťvoritel'noe obščestvo“ (1895–1917), „Sojuz ravnopravija ženščin“ (1905–1908), „Sojuz ženščin“ (1907–1909) oder die „Liga ravnopravija ženščin“ (1907–1917) vorzustellen, sondern auch die bislang weitgehend namenlosen Akteurinnen, die daran beteiligt waren, sichtbar zu machen. Deshalb schildert sie ausführlich Lebensläufe von verschiedenen aktiven Frauen, die interessante Hinweise für weitere Forschungen zur Frauengeschichte, über Netzwerkbildung, weibliche Intelligencija und die jüdische Minderheit im Zarenreich bieten.

Zudem widerlegt die Verfasserin die Annahme, die engagierten Frauenrechtlerinnen hätten als privilegierte Frauen eine marginale Stellung besessen und deswegen die Bedürfnisse einfacher Frauen nicht gekannt. Sie hätten nur den eigenen Status verbessern wollen. Überzeugend kann sie diese Sichtweise, die maßgeblich durch eine spätere Kategorisierung in der Sowjetzeit geprägt wurde und implizit auch die Erforschung der russischen Frauengeschichtsschreibung geprägt hat – die strikte Trennung zwischen einer bürgerlichen und einer proletarischen Frauenbewegung – relativieren. Sie zeigt auf, dass die Grenzen zwischen verschiedenen Gruppierungen fließender waren und auch sogenannte einfache Frauen dem Wahlrecht Bedeutung zumaßen.

Rochelle Goldberg Ruthchild knüpft an zwei wichtige, über die russische Frauengeschichte hinausgehende Forschungsfelder an: Die Frauenrechtsbewegung verortet sie einerseits in einem dynamischen politischen Milieu der ausgehenden Zarenzeit, aber auch in einem globalen Kontext von anderen, zeitgleichen Frauenbewegungen. Obwohl Russland weder ein stabiles, noch ein fortschrittliches Land gewesen sei und oftmals als rückständig bewertet wurde, sei ausgerechnet in einem Teilterritorium, dem Großfürstentum Finnland, 1906 erstmals das Wahlrecht für Frauen eingeführt worden. Nach der

Schließung der Ersten Duma im selben Jahr, in der durch die intensive Lobbyarbeit des „Sojuz Ženščin“ besonders bei liberalen und linken Parteien über die Frauenfrage diskutiert worden war, musste der Zar Reformzugeständnisse in Finnland machen. 1907 gab es dort die ersten weiblichen Parlamentsabgeordneten weltweit. Ruthchild diskutiert die Frage, wieso dieser für Feministinnen wichtige Schritt zur Gleichberechtigung ausgerechnet in Finnland stattfand. Möglicherweise färbte ein liberales Umfeld in Skandinavien auf Finnland ab, vielleicht spielte die periphere Lage eine Rolle. Für das Zarenreich blieb dieser Schritt auf einer rechtlichen Ebene folgenlos, denn die gesellschaftlichen Aufbrüche nach dem gegen Japan verlorenen Krieg von 1905 und damit verbundene Reformhoffnungen wurden durch die Politik Stolypins abgeblockt. Eine einsetzende allgemeine Krisenstimmung erfasste auch die Frauenbewegung, was sich besonders in den entsprechenden Publikationsorganen wie etwa dem „Ženskij Vestnik“ zeigte. Die Lobbyarbeit der Frauenrechtlerinnen unter politischen Gruppierungen wie den Kadetten, den Trudoviki, Oktobristen oder Sozialrevolutionären und deren Versuche, in einer der vier Dumas entsprechende Petitionen zu platzieren, wird detailreich geschildert. Gegner eines Frauenwahlrechts argumentierten, Frauen würden möglicherweise zu konservativ wählen, oder aber zu stark radikalisiert

**BORIS L. FONKIČ: Greko-slavjanskije školy v Moskve v XVII veke. [Die griechisch-slavischen Schulen in Moskau im 17. Jh.]. Moskva: Jazyki slavjanskich kul'tur, 2009. 296 S., Abb. = Rossija i Christianskij Vostok. Biblioteka, 7. ISBN: 978-5-9551-0298-6.**

Zur Einrichtung dauerhafter Lehranstalten, in denen die für ein ernsthaftes Theologiestudium notwendigen griechischen Sprachkenntnisse und die Grundlagen einer höheren Bildung vermittelt wurden, bedurfte es im Russland des 17. Jahrhunderts mehrerer Anläufe. In der Moskauer Kirchenführung regte sich ein erheblicher Widerstand gegen den freien Umgang mit kirchlichen und weltlichen Lehrinhalten. Der Patriarch und der Zarenhof mussten mehrfach durch Sendschreiben des Ökumenischen Patriarchats bzw. des Patriarchen Dositheos von Jerusalem und durch die Intervention hochrangiger Besucher (u. a. 1666 durch die Patriarchen Paisios von Alexandrien und Makarios von Antiochien) zu Schulgründungen gedrängt werden. Die orthodoxen Kirchenvertreter unter osmanischer Oberherrschaft waren im eigenen Interesse und aus ökumenischer Verant-

werden. Ihr Ort sei die private, nicht die öffentliche Sphäre. Pavel Miljukov, der sich mit den Ideen von Bertha von Suttner auseinandergesetzt hatte, sah in einer Gleichstellung von Frauen hingegen einen wichtigen Schritt für die Entwicklung eines demokratischen Gemeinwesens. Die Ereignisse rund um die Februarrevolution 1917 gleichen in der Darstellung einer mikrohistorischen Rekonstruktion, was die eingangs erwähnte These über die Aktionen einer sozialen Bewegung jedoch plausibel werden lässt.

Das Buch ist chronologisch aufgebaut und durch die Schilderung des allgemeinen historischen Kontextes gut verständlich. Zudem bietet die Autorin einen Überblick über die russischen Frauenbewegungen, denn die Grundlagen für die Tätigkeit der Frauenrechtlerinnen wurden durch die erste, um 1860 entstandene Frauenbewegung, die Einrichtung von höherer Frauenbildung in eigenen Kursen seit 1872 und die Gründung von Interessenorganisationen gelegt. Das Buch ist mit größter Sorgfalt ediert, enthält eine Zeittafel, eine ausführliche Bibliographie und einen Index. Es bietet gerade durch die durchgängige Einordnung der russischen Ereignisse in transnationale Zusammenhänge eine erweiterte Perspektive und muss als neues Standardwerk zur Frauenfrage und Frauenbewegung in der ausgehenden Zarenzeit gelten.

*Carmen Scheide, Konstanz*

wortung an der Ausbildung gelehrter Theologen interessiert, die sowohl dem Zugriff der islamischen Behörden wie den Einwirkungen häretischer, d. i. lateinischer oder reformatorischer Lehrmeinungen entzogen waren.

Die spärlichen Nachrichten zu den frühen und häufig nur kurzzeitigen Unternehmungen, die von sprachkundigen Mönchen oder eher zufällig verfügbaren Migranten aus dem griechischen Sprachraum betrieben wurden, lassen noch keine verlässlichen Aussagen über den jeweiligen Studienbetrieb, das Lehrangebot und die Entwicklung der Schülerzahlen zu. Dass aus einer systematischen Aufarbeitung der verfügbaren russischen und griechischsprachigen Quellen noch weitere Erkenntnisfortschritte zu erwarten sind, belegt sehr eindrucksvoll die Studie des Verfassers. Sie versucht, die Detailergebnisse einer 25-jährigen Forschungsarbeit zu einem neuen Gesamtbild zusammenzufügen. Boris L. Fonkič zählt heute zu den wohl besten Kennern der griechischsprachigen handschriftlichen Überlieferung in Russland. Seine souveräne Fachkompetenz zeigt sich in der akribischen Untersuchung des einschlägigen Quellenmaterials und in den beigefügten instruktiven

Exkursen zu den paläographischen und kodikologischen Sachverhalten. Den interessierten Leser erwartet nicht nur eine eingehende Diskussion des Forschungsstandes zu den einzelnen Schulgründungsversuchen. Ihm wird auch immer wieder die Möglichkeit geboten, die Aussagen an den Originaltexten (Neuedition u. a. auch der griechischen Texte mit beigegebener russischer Übersetzung) zu überprüfen. Besonders anschauliche Belege der peniblen Quellenarbeit des Verfassers sind die 40 Faksimile-Drucke im Anhang. Die Präzisierungen zu kontroversen Forschungsfragen betreffen u. a. die Bemühungen der Bewohner in der Bronnaja Sloboda um eine Schulgründung und die Mitwirkung Simeon Polockijs an dem Unternehmen (S. 65–85). Zur Tätigkeit der Schule des Hieromonachen Timofej am Druckereihof werden bislang unbekannt Informationen den Rechnungsbüchern der Patriarchatskanzlei entnommen (S. 101–173 mit Dokumentenanhang S. 174–187) und zur Entstehungsgeschichte des 1682 dem Zaren Fedor Alekseevič vorgelegten Akademie-Projektes („Akademičeskaja privilegija“) wer-

den weitere Gesichtspunkte zusammengetragen. Als Autor der endgültigen Textfassung identifiziert der Verfasser Sil'vestr Medvedev, der sich aber auf Vorarbeiten und Vorlagen seines Lehrers Simeon Polockij stützen konnte (S. 190–231). Gewöhnungsbedürftig ist das etwas weitschweifige Argumentationsverfahren des Verfassers. Nicht bei allen Schlussfolgerungen wird man ihm folgen wollen, zumal er zur Überbrückung der lückenhaften Quellenüberlieferungen seine Ausführungen mit Vermutungen befrachtet und sich auf Analogieschlüsse verlässt, die er aus den besser belegten westrussischen Schulversuchen hergeleitet. Bedauerlich ist es aus der Sicht der deutschen Osteuropaforschung, dass der Verfasser die sachkundigen Argumente, die in den beiden Dissertationen von Ekkehard Kraft (Moskaus griechisches Jahrhundert. Stuttgart 1995) und Wolfram von Scheliha (Russland und die orthodoxe Universalikirche in der Patriarchatsperiode 1589–1721. Wiesbaden 2004) zu finden sind, leider nicht zur Kenntnis genommen hat.

*Edgar Hösch, Würzburg*

**SCOTT M. KENWORTHY: The Heart of Russia: Trinity-Sergius, Monasticism, and Society after 1825. New York; Washington, D.C.: Oxford University Press; Woodrow Wilson Center Press, 2010. XV, 528 S., 14 Tab., 26 Abb. ISBN: 978-0-19-973613-3.**

Seit einigen Jahren wird Religion als zentrales Phänomen des 19. Jahrhunderts wiederentdeckt und in geschichtswissenschaftlichen Gesamtdarstellungen zunehmend prominent platziert. Das Zarenreich und die russische Orthodoxie bilden dabei keine Ausnahme, wie die schnell wachsende Religionsforschung zeigt. Die Orthodoxie erfährt eine grundlegende Neubewertung: Sie wird nicht mehr als überkommene Bastion der Autokratie dargestellt, sondern als vitale, anpassungsfähige Kraft, die ihre Bedeutung in der sich rapide wandelnden russischen Gesellschaft erhalten und sogar erneuern konnte. Unter dem Stichwort der „lived religion“ rücken vermehrt Glaubenspraktiken der Gläubigen und Geistlichen ins Blickfeld.

Diese Forschungstendenzen greift Scott Kenworthy in seiner beeindruckenden Monographie zum orthodoxen Klosterwesen auf. Kenworthy wählt einen mikrohistorischen Zugang; er konzentriert sich auf das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster (*Troice-Sergijeva Lavra*), das größte und berühmteste Kloster der russisch-orthodoxen Kirche. Wie das orthodoxe Klosterwesen im Ganzen, erlebte das Dreifaltigkeits-Ser-

gius-Kloster von ca. 1825 bis 1914 einen bemerkenswerten Wiederaufstieg, der sich vor allem an der rasanten Zunahme der Zahlen von Mönchen und Pilgern ablesen lässt. Dieses „remarkable revival“ (S. 18) sei die entscheidende Grundlage für die Popularität und Vitalität der gesamten russischen Orthodoxie gewesen, so Kenworthys zentrale These. Zudem habe das Klosterwesen die Orthodoxie selbst entscheidend verändert: Pilgerfahrten hätten sich zur „central expression of religious devotion“ (S. 171) entwickelt, und spezifische Elemente des Klosterlebens, beispielsweise die Verehrung der „spirituellen Ältesten“ (*stary*), seien so populär geworden, dass sie längerfristig als Quintessenz orthodoxer Spiritualität angesehen wurden.

Im ersten Teil des Buches analysiert Kenworthy die Merkmale und Ursachen dieses Wiederauflebens. Unter der Führung von Metropolit Filaret (Drozdov, 1782–1867) und Archimandrit Antonij (Medvedev, 1792–1877) erlebte das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster fundamentale Veränderungen: „The brotherhood quadrupled in size, the monastery's budget dramatically expanded, its philanthropic engagements proliferated, pilgrimage skyrocketed.“ (S. 70, Kap. 2) Neben dieser aktiven, wohltätigen Klosterausrichtung kennt das heterogene orthodoxe Klosterwesen eine stärker kontemplative, zurückgezogene Strömung, den Hesychasmus. Auch diese Strömung erlebte eine Blütezeit, was sich im Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster in der Gründung zahlreicher Tochtergemeinschaften

niederschlag: Abgeschiedenheit und Stille waren im geschäftigen Hauptkloster schwerlich zu finden, sodass sich ein Teil der Brüder in abgelegene Wälder zurückzog (Kap. 3).

Zur Erklärung des Wiederauflebens zieht Kenworthy sowohl innerreligiöse Entwicklungen als auch den gesellschaftlichen Kontext heran. Mönche und Pilger waren die wichtigsten Trägergruppen des Klosterrevivals. Für beide Gruppen hebt Kenworthy hervor, dass sich eine „Demokratisierung“ ereignet habe: Der Klostereintritt wie der Klosterbesuch hätten sich von einem Elite- in ein Massenphänomen verwandelt (Kap. 4 und 5). In dieser gelungenen Öffnung für die unteren Gesellschaftsschichten und ihre spirituellen Bedürfnisse sieht Kenworthy den zentralen Schlüssel für den großen Erfolg, den das Klosterwesen inmitten der gesellschaftlichen Modernisierung erlebte. Als zweite Ursache nennt er geistesgeschichtliche Entwicklungen: Die Suche nach genuin russischen Elementen in Gesellschaft und Kultur, die das Zarenreich nach 1812 verstärkt erfasste und beispielsweise in der Bewegung der Slavophilen einen Ausdruck fand, habe sich auch in der religiösen Sphäre niedergeschlagen und dort zur Wiederentdeckung des Klosterwesens geführt.

Der zweite Teil des Buches ist der Entwicklung ab den 1890er Jahren gewidmet, als das „golden age of the monastic revival“ (S. 137) zu Ende ging. Zunächst waren es Sorgen über schwindende Disziplin sowie heftige innerkirchliche und öffentliche Debatten über die Rolle der Kloster in der russischen Gesellschaft, die das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster überschatteten (Kap. 6). Die polarisierte Atmosphäre der Jahre 1905–1917 intensivierte diese Krisenstimmung: Zwar ging das spirituelle Leben weiter seinen Gang, und auch die Pilgerströme brachen bis 1914 nicht ein, aber drastisch sinkende Einnahmen und die zunehmende Entfremdung zwischen Kirchenführung und Autokratie stellten die Klosterführung vor Herausforderungen (Kap. 7).

Die letzten beiden Kapitel sind dem Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster unter bolschewistischer Herrschaft gewidmet: Während die abgelegenen Gemeinschaften von der Oktoberrevolution zunächst wenig berührt wurden, wurden das Hauptkloster in ein staatliches Museum umgewandelt und die Mönche ausgewiesen. Viele von ihnen siedelten sich in der Umgebung an, führten ihr religiöses Leben fort und zogen weiterhin Pilger an. Erst die Verschärfung der

antireligiösen Politik ab 1928 und schließlich der Große Terror, dem zahlreiche Mönche, Nonnen und Geistliche zum Opfer fielen, setzten diesen Fortsetzungen ein Ende (Kap. 8 und 9). Doch auch dieses Ende war nur ein befristetes: Schon 1946 konnte ein Teil des Klosters wiedereröffnet werden, und die Pilgerfahrten begannen erneut. Ein knapper Ausblick bis zur Gegenwart zeigt, welche Bedeutung das Kloster für orthodoxe Gläubige bis heute hat: „The story of the Trinity-Sergius Lavra lives in the collective consciousness of Russians as representative of the nation’s history [...]“ (S. 385).

Das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster ist schon aufgrund seiner herausgehobenen Rolle im religiösen Leben des 19. Jahrhunderts und seiner Bedeutung als nationales Symbol eine Untersuchung wert. Der mikrohistorische Blick ist aber noch in anderer Hinsicht lohnend: Klöster sind einerseits Teil der offiziellen kirchlichen Institutionenlandschaft, sie zeichneten sich im 19. Jahrhundert andererseits auch durch das enge Zusammenwirken von Laien, Mönchen und Klosterführung aus. Kenworthy hat so einen anschaulichen und produktiven Weg gefunden, um die oft kritisierte dichotomische Gegenüberstellung von „institutioneller“ und „populärer“ Orthodoxie zu überwinden.

Das eindrucksvollste Merkmal dieses Buches ist der enorme Materialreichtum: Die Darstellung stützt sich auf eine reiche Quellenbasis, die u.a. Korrespondenz, Memoiren, statistische Unterlagen, Verhörprotokolle, Presseerzeugnisse und Synodalakten aus zahlreichen Beständen umfasst. Kenworthy fügt diese breite Grundlage zu einer überzeugenden Studie zusammen, die vor allem in den ersten Kapiteln glänzt. Mit dem Ende der Blütezeit des Klosterwesens gerät der Autor in Schwierigkeiten: In den letzten Kapiteln verliert sich Kenworthy zuweilen dabei, die Einzelheiten der sprunghaften bolschewistischen Religionspolitik nachzuverfolgen, ohne daraus analytische Rückschlüsse zu ziehen. An manchen Stellen wäre zudem eine pointiertere Interpretation des Materials wünschenswert gewesen. Die zentrale Frage nach dem Verhältnis von Religion und Moderne wird beispielsweise nur am Rande gestreift. Kenworthys Pionierarbeit bietet aber einen hervorragenden Ausgangspunkt, um diese und andere Aspekte in weiteren Forschungen zu vertiefen.

*Alexa von Winning, Tübingen*

**OL'GA N. SENJUTKINA: Tjurkizm kak istoričeskoe javlenie (na materialykh istorii Rossijskoj imperii 1905–1916 gg.). [Turkismus als historisches Phänomen (an Beispiel der Geschichte des Russländischen Reiches, 1905–1916)]. Nižnij Novgorod: Medina, 2007. 518 S. ISBN: 978-5-9756-0022-6.**

Die Historikerin O'lgja Nikolaevna Senjutkina hat es sich in ihrer 2007 erschienenen Monographie zur Aufgabe gemacht, den „Turkismus“ und seine Rolle in der Geschichte des Russischen Reiches zu erhehlen. Der Schwerpunkt der Forschung und Darstellung liegt dabei auf der Zeit nach dem Beginn der Revolution von 1905 – jener Zeit also, in der sich eine Politisierung des Islam im Petersburger Imperium beobachten lässt, muslimische (vornehmlich tatarische) Eliten politische Partizipationsrechte einforderten und staatliche Akteure mit zunehmender Skepsis auf die muslimischen Bevölkerungsgruppen blickten. Senjutkinas Studie basiert in erster Linie auf russischsprachiger Sekundärliteratur und auf Recherchen in einer Vielzahl von Regionalarchiven sowie in einigen zentralen Archiven in Petersburg und Moskau (RGIA und GARF).

Problematisch an der Studie ist ihr begrifflicher und analytischer Rahmen. Was eigentlich ist unter dem Begriff „Turkismus“ zu verstehen? Inwiefern hilft er, die Geschichte der turksprachigen Bevölkerungsgruppen im Russischen Reich besser zu fassen, deren historische Beziehungen zum Russischen Reich schließlich stark divergierten? Senjutkina sieht ihn als Alternative zu dem Begriff des „Panturkismus“, den sie als ideologisch aufgeladenen und politisierten Begriff ablehnt. Unter „Turkismus“ versteht sie hingegen sämtliche Entwicklungen in der Geschichte der turksprachigen Völker (S. 8). Eine derart unpräzise Definition nimmt dem Begriff jedes analytische Potenzial und lässt den Leser etwas ratlos zurück, worin nun eigentlich das Erkenntnisinteresse der Untersuchung liegt.

Der sehr weit gefasste Bezugsrahmen schlägt sich auch in der Darstellung nieder: Die Autorin lässt ihre Geschichte bereits in vorislamischer Zeit beginnen, beschreibt die Ausbreitung des Islam unter den Turkvölkern sowie die Begegnung einiger turksprachiger Völker mit dem russischen Staat. Die plakative These, dass wir es hier mit der Begegnung zweier mehr oder minder statischer zivilisatorischer Systeme zu tun hätten, trägt dazu bei, dass dieser relativ umfangreiche erste Teil der Monographie eher oberflächlich und simplifizierend geraten ist.

Den Schwerpunkt der Arbeit bildet aber die Geschichte der politischen Selbstorganisation muslimischer, meist tatarischer Eliten im Zuge der Revolution von 1905. Dabei richtet die Autorin ihr Augenmerk besonders auf die allrussländischen muslimischen Kongresse jener Jahre, auf die Entstehungsgeschichte der „Ittifak“ und auf die Aktivitäten der muslimischen Duma-Abgeordneten. Einen gewissen Raum nehmen auch die politischen Schriften der muslimischen Eliten des Russischen Reiches ein.

Die Kongresse versteht die Autorin als Ausdruck eines „politischen Turkismus“. Die Forderungen dieser Kongresse zielten allerdings in erster Linie auf Fragen der religiösen Selbstverwaltung und des islamischen Bildungswesens ab. Warum also werden diese Entwicklungen auf einen ethnisch konnotierten „Turkismus“ reduziert und die Frage nach dem Verhältnis von Konfession und Ethnizität nicht reflektiert?

In der Darstellung der politischen Entwicklung der russischen Muslime drängt sich allzu oft der Eindruck auf, dass die Autorin die Zuschreibungen des imperialen Regimes reproduziert und damit dessen Urteile unreflektiert übernimmt. Intellektuelle und personelle Verbindungen der Muslime aus der Volga-Region, dem Kaukasus und Zentralasien zu anderen muslimischen Regionen und Staaten waren kein reines Hirngespinnst der russischen Bürokratie. Besonders der Einfluss von muslimischen Emigranten aus dem Russischen Reich auf die Revolution der Jungtürken im Osmanischen Reich ist hinlänglich bekannt. Ob sich diese Phänomene aber allesamt entweder unter „Panturkismus“ oder unter „Turkismus“ subsumieren lassen, der implizit die Stabilität des Russischen Reiches bedrohte, ist fraglich. Eine differenziertere Untersuchung der politischen Debatten innerhalb der muslimischen Eliten wäre hier hilfreich gewesen.

Die fehlende Analyse führt außerdem dazu, dass der Leser bisweilen den Eindruck gewinnt, eine Kollage aus Archivfunden vor sich zu haben, die sich zwar alle in irgendeiner Weise mit den Muslimen im späten Zarenreich auseinandersetzen, die aber nicht durch ein stringentes Narrativ in einen Zusammenhang gebracht werden.

O'lgja Senjutina hat in ihrer Monographie eine Vielzahl von Quellen besonders aus den Regionalarchiven identifiziert. Außerdem ist ihr eine detailreiche Darstellung der vielfältigen Formen der politischen Selbstorganisation der Muslime im Russischen Reich nach 1905 gelungen. Allerdings reicht ihre Studie aufgrund ihrer analytischen Unschärfe nicht an die Arbeiten von z. B. Christian Noack, Paul

Werth, Diljara Usmanova, Volker Adam oder Michael Kemper heran.

*Franziska Davies, München*

**DMITRIJ OLEGOVIČ SEROV: Sudebnaja reforma Petra I. Istoriko-pravovoe issledovanie [Die Gerichtsreform Peters I. Eine historisch-rechtliche Untersuchung]. Moskva: Zercalo-M, 2009. 488 S. ISBN: 978-5-94373-161-7.**

Der Rechtshistoriker Dmitrij Olegovič Serov legt eine auf gedrucktem und handschriftlichem Material beruhende Darstellung über die Umgestaltungen Zar Peters I. auf dem Gebiet des Justizwesens vor. Er datiert die Gerichtsreform auf den Zeitraum von der Einrichtung des Justiz-Kollegiums 1717 bis zur Schaffung des Obersten Gerichts (*Vysšij sud*) 1723, das bis 1726 existierte. Am Ende des 17. Jahrhunderts hätten in Russland, Serov zufolge, die Missstände im Rechtswesen, etwa die Annahme von Bestechungsgeldern (*vzjatki*) durch Gerichtspersonen und die Verschleppung von Amtsangelegenheiten (*volokita*), derart zugenommen, dass eine schwerwiegende Krise eingetreten sei. Nur durch die Reformen Peters I. sei diese Krisis überwunden worden. Es ist allerdings zu fragen, ob das russische Gerichtswesen kollabiert wäre, wenn sich der Zar nach 1715, in einem relativ ‚ruhigen‘ Jahr des Nordischen Krieges (1700–1721), nicht für die Schaffung neuer Gerichtsinstanzen eingesetzt und ausländischen Vorbildern für Reformen zugewandt hätte? Sicher hatten die Zahl der zu untersuchenden Fälle und die Papierflut in den Gerichten in den Jahrzehnten nach dem Erlass des Uloženie von 1649 durch die quantitative Erweiterung des Systems der Zentralämter (*prikazy*), die allesamt Gerichtsfunktionen hatten, und die Durchsetzung der Verschriftlichung zugenommen. Nach dem Tod des Zaren wurden 1726 allerdings die Anregungen aus Schweden größtenteils wieder zurückgenommen und die Zahl der Ämter vermindert, ohne dass nachteilige Folgen für die Justiz im Russländischen Reich eingetreten wären.

Erkennbar wird die bedeutende Rolle des Militärs, insbesondere der Garde und der militärischen Gerichtsbarkeit, wenn Serov in Fortsetzung der Forschungen von M. V. Babič auf die Tätigkeit der nach 1713 geschaffenen, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestatteten und von Gardeoffizieren geleiteten „Majorskanzleien“ eingeht. Das Fehlen von juristisch geschulten Zivilbeamten, wie sie in den lateinischen Ländern Europas seit Jahrhunderten an Universitäten herangebildet wurden, ließ im Gerichtswesen des Zarenreiches den Einsatz von aktiven und gedienten Militärs, der einzigen im Landesmaßstab

organisierten Kraft, als geboten erscheinen. Die von Serov im Anschluss an die Forschungen von A. G. Man'kov untersuchte, von 1723 bis 1726 bestehende Kodifikationskommission orientierte sich am schwedischen Vorbild. Doch gelangte sie ebenso wie die anderen Gesetzeskommissionen des 18. Jahrhunderts nicht zum Erfolg. Die ausländischen Anregungen erweisen sich als nicht anwendbar auf die russischen Verhältnisse.

Zar Peter nahm den ihm vor allem als Diplomat bekannten G. W. Leibniz in seinen Dienst im Range eines Geheimen Justizrates, der jedoch ebenso wenig wie der jetzt von S. Korzun in einer Biographie (Manuskript, Stuttgart 2012) untersuchte Heinrich von Huyssen (1666–1739, Autor des Projekts eines Fiskal-Kollegiums in Russland, 1713) Einfluss auf die Justizreformen nehmen konnte. Dmitrij Serov kennt nur einen Teil der ausländischen Literatur zum Thema. Nicht berücksichtigt wurde von ihm CH. SCHMIDT Sozialkontrolle in Moskau. Justiz, Kriminalität und Leibeigenschaft, 1649–1785 (Stuttgart 1996). In der Monographie des Rezensenten (M. SCHIPPAN Die Einrichtung der Kollegien in Russland unter Zar Peter I. Wiesbaden 1996) sind Angaben über das Justiz-Kollegium und das in ihm tätige Personal zu finden. Die von Serov aus den Monographien von A. R. Cederberg (1930) und C. Peterson (1979) entnommenen Informationen über den Hamburger Heinrich Fick (1678–1750), den wichtigsten Helfer des Zaren bei den Justizreformen, sind fehlerhaft. Heranzuziehen ist H. v. HOFMANN Heinrich Fick und seine Ahnen, in: Baltische Hefte 4 (1958), S. 256–259.

Wenn Dmitrij Serov in seinen Schlussbetrachtungen nahtlos von den Reformen im 18. Jahrhundert zum Strafverfahren und zur Organisation des Gerichtswesens in der Sowjetunion übergeht, so zeigt das zum einen, dass Kontinuitäten bei den Formen und Verfahrensweisen unübersehbar sind. Zum anderen wird allerdings auch das Desinteresse des Autors an den Unterschieden zwischen den Staats- und Gesellschaftsordnungen des 18. und des 20. Jahrhunderts erkennbar, auf die die Geschichtsschreibung in der Sowjetperiode größten Wert gelegt hatte. Der Autor meint zusammenfassend, dass die Umgestaltungen Zar Peters lediglich den Strafprozess, insbesondere die Möglichkeit der Revision von Gerichtsentscheidungen und die vorbereitenden Untersuchungen, betroffen hätten (vgl. S. 400). Damit gehörte das Gerichtswesen, so kann nach der Lektüre

des Buches geurteilt werden, nicht zu den entscheidenden Bereichen, die in der petrinischen Ära grundlegend reformiert wurden. Das System der Justiz wurde nicht wesentlich verändert, und eine Kodi-

fizierung des russischen Rechts unter Zuhilfenahme ausländischer Gesetzestexte konnte noch nicht gelingen.

*Michael Schippan, Wolfenbüttel*

**Gemeinsam getrennt. Bäuerliche Lebenswelten des späten Zarenreichs in multiethnischen Regionen am Schwarzen Meer und an der Wolga.** Hrsg. von Victor Herdt und Dietmar Neutatz. Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 308 S., Tab., Graph. = Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 7. ISBN: 978-3-447-05833-9.

Im Fokus dieses Sammelbandes über bäuerliche Lebenswelten in multiethnischen Regionen Russlands am Ende des 19. Jahrhunderts stehen deutsche Kolonisten in ihrer Beziehung zu slawischen und tatarischen Nachbarn: vor allem Wolga- und Schwarzmeerdeutsche. Die Herausgeber weisen darauf hin, dass in der populären, oft aber auch in der Spezialliteratur das Phänomen der sogenannten Russlanddeutschen bisher meist unter dem Aspekt ihrer Andersartigkeit gegenüber den russischen respektive ukrainischen und den tatarischen Nachbarn betrachtet wurde. Die Unterschiede sind unübersehbar – Sprache, Konfession/Religion, Mentalität, Arbeitsethos usw. Die Privilegien der Deutschen (also eine bessere Rechtslage), ihre fortgeschrittenere ökonomische und soziale Entwicklung sowie ihr besseres Bildungswesen vertieften die ursprünglichen Unterschiede. Die deutschen Siedler fühlten sich ihren Nachbarn gegenüber „überlegen, betrachteten sie als armselig, rückständig und dem Alkohol verfallen, stilisierten sich im Kontrast dazu selbst in der Rolle der ‚Musterlandwirte‘ und betonten stets die Unterschiede, nicht die Gemeinsamkeiten.“

Demgegenüber fordert Dietmar Neutatz im Einführungsbeitrag, „die Perspektive zu wechseln, die scheinbare Selbstverständlichkeit der Unterschiede [...] in Frage zu stellen und jenseits der bekannten Ethnostereotype (‚deutsche Ordnung‘) und realen strukturellen Unterschiede nach Gemeinsamkeiten der ethnischen und konfessionellen Gruppen zu fragen“. Es müsse darum gehen, das bisher vernachlässigte *Gemeinsame* und *Annäherungen* aufzufinden. Da die deutschen Kolonisten seit den 1760er Jahren im russischen agrarischen Umfeld gelebt haben, „liegt es auf der Hand zu fragen, inwieweit sie in kulturgeschichtlicher Hinsicht in einem russländisch-bäuerlichen Kontext zu verorten sind. [...] Es soll bei der geforderten Neubetrachtung darum gehen, historische und soziale Realitäten in Bezug zu ihren jeweiligen Wahrnehmungen und Wertungen, ihrer Wider-

spiegelung in Denkweisen und Geisteshaltungen zu setzen.“ So relativiere sich manche „bisher als Besonderes wahrgenommene Eigenart der deutschen Kolonisten und erscheint weniger als ethnisches Spezifikum denn als Variante einer russländisch-bäuerlichen, vielleicht sogar einer europäisch-bäuerlichen Lebensweise.“

Die 14 in diesem Band vereinigten Beiträge ordnen sich verschiedenen Themenblöcken unter. Der Block „Demographie und Wirtschaftsweise“ wird eingeleitet durch einen Beitrag von Dmytro Myeshko (Düsseldorf) zur demographischen Entwicklung in einer lutherischen und einer katholischen Kolonie im Schwarzmeergebiet; signifikante, konfessionell bedingte Unterschiede seien nicht erkennbar. – Elena Lebedeva (St. Petersburg) zeigt am Beispiel lutherischer ingermanländisch-finnischer, lutherischer deutscher und orthodoxer russischer Bauern im Gouvernement St. Petersburg Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Einstellung zu Arbeit, Unternehmertum, Eigentum und Innovationen, die für den jeweiligen wirtschaftlichen Erfolg (namentlich der Deutschen) maßgeblich wurden. – Mariana Hausleitner (München/Berlin) weist darauf hin, dass der Beitrag von Juden und Deutschen an der Modernisierung Bessarabiens viel größer war, als es ihrer relativ geringen Zahl entsprochen hätte. Der höhere Bildungsstand beider Ethnien, ihr vergleichsweise gut entwickeltes ökonomisches Gespür, aber auch der im Zeichen des russischen Nationalismus wachsende Druck auf beide Minderheiten förderten ähnliche Entwicklungen, manchmal sogar ein Eintreten beider füreinander.

Im Kapitel „Einstellungen und Interaktionen“ kommt die Position einiger ethnischen Gruppen zu konkreten Problemen des Alltags zur Sprache. Irina Čerkaz’janova thematisiert das Problemfeld Schule und Bildung am Beispiel von deutschen, russischen, bulgarischen, tatarischen und baschkirischen Bauern. Sie präsentiert – wohlfeile Stereotypen meidend – die enorme Vielfalt und die enge Verflechtung sozio-ökonomischer Bedingungen, Traditionen, Mentalitäten, sodann die soziale Schichtung in den Dörfern der einzelnen Ethnien (Geistliche, Lehrer, Bauern, Handwerker, Arme): Diese Vielfalt sei der eigentliche Grund für den relativ geringen Erfolg der russischen Regierung bei ihrem Bemühen am Ende des 19. Jahrhunderts, die Bildung im gesamten Reich an-

zuheben (auf S. 100 f werden mehrmals *Litauer* und *Esten* verwechselt). – Victor Dönninghaus (Freiburg) beschreibt das Verhalten von Russen und Deutschen angesichts ihrer Einberufung zum Militär. Obwohl bei Russen und Deutschen der Militärdienst (Kolonistensöhne waren erst seit 1874 dazu verpflichtet) gleichermaßen unbeliebt war, sind lediglich 4 % der Russen, jedoch (besonders in Kriegszeiten) 20–40 % der jungen Deutschen dem Gestellungsbefehl nicht nachgekommen. Ursache dieses markanten Unterschieds sei gewesen, dass Ende des 19. Jahrhunderts Deutsche aus Russland emigrieren konnten und dies bei der Einberufung oft auch taten – die Russen hingegen eine solche Möglichkeit nicht hatten. – Aleksej Voronežcev (Saratov) vergleicht, wie die von Stolypin 1906 auf den Weg gebrachten Agrarreformen von den einzelnen Ethnien an- bzw. *nicht* angenommen wurden. Die Reformen griffen so tief in die bäuerlichen Lebenswelten ein, dass ihre massive Ablehnung vor allem durch russische Bauern verständlich wird, wohingegen viele deutsche Kolonisten die Möglichkeit der Übersiedlung nach Sibirien nutzten („Stolypin-Deutsche“).

Im Abschnitt „Religion und Frömmigkeit“ behandelt Veronika Shumska (Freiburg) die bekannte Annäherung von deutscher und slawischer religiöser Kultur in der Südukraine, den sogenannten „Stundismus“: Orthodoxe Saisonarbeiter hatten von ihren schwarzmeerdeutschen reformierten oder baptistischen Arbeitgebern evangelische Glaubensformen (Bibelstunden, Singen, pietistische Frömmigkeit u.a.m. bei gleichzeitiger Ablehnung der Ikonen) übernommen und waren zu quasi-baptistischen Positionen gelangt; 1870 wandten sie sich offiziell von der Staatskirche ab. Die Abtrünnigen wurden repressiert und durch die deutsch klingende Bezeichnung „Stundisten“ stigmatisiert.

Während Victor Herdt (Göttingen) im Themenbereich „Akkulturation und Assimilation“ die den Deutschen und Tataren an der Wolga gemeinsamen Russifizierungsängste und ihre unterschiedlichen Ursachen analysiert, untersuchen Nina Berend (Mannheim) und Gul'nara İstuganova (Salavat) sprachliche Interferenzen zwischen dem Deutschen und dem Russischen bzw. zwischen dem Baschkirischen und dem Russischen, wobei sich zeigt, dass ins Baschkirische russische Elemente in stärkerem Maße bereits

im 19. Jahrhundert, ins Deutsche aber überwiegend erst in der Sowjetperiode eingedrungen sind.

Im Themenblock „Lebenswelten im Spiegel literarischer Werke“ stellt Annelore Engel-Braunschmidt (Kiel) Werke des russischen Schriftstellers Anton Čechov („Mužiki“) und des wolgadeutschen Lehrers und Autors August Lonsinger („Nor net lopper g'gewa“) einander gegenüber, in denen detailreich russische und wolgadeutsche bäuerliche Lebenswelten um 1900 geschildert werden. – Natalie Kromm (Frankfurt/M.) wendet sich einem speziellen Aspekt im Schaffen des Schriftstellers Boris Pil'njak zu, der 1894 als Bernhard Wogau geboren, 1938 erschossen wurde. Sein Vater war Wolgadeutscher, seine Mutter Russin. Die Autorin stellt zahlreiche, meist unerschlossene wolgadeutschen Elemente in Pil'njaks Werk vor und schildert ihn als Autor, der sich zwar zur russischen Kultur bekannt, immer wieder aber seine wolgadeutschen Wurzeln thematisiert hat.

Nur wenige Beiträge haben keinen russlanddeutschen Bezug: Andreas Frings (Mainz) thematisiert die Apostasiewelle in Russland von 1865/66, im deren Rahmen getaufte Tataren in großer Zahl zur angestammten Religion zurückkehrten. Kerstin S. Jobst (Hamburg/Salzburg) diskutiert den russischen Krim-Diskurs vor dem Ersten Weltkrieg und verweist auf an der Basis parallel verlaufende russisch-tatarische Assimilationsprozesse. Und Klaus Heller (Gießen) zeigt am Beispiel von Werken Dmitrij Mamin-Sibirjaks und Pavel Mel'nikov-Pečerskijs auf, dass sich Ende des 19. Jahrhunderts altgläubige Kaufleute und Fabrikanten den tradierten Werten entfremdeten: In vielem glichen sie sich ihren gewinnsüchtigen, rücksichtslosen, betrügerischen und korrupten Konkurrenten an.

Der vorliegende Band bietet zahlreiche Facetten der Beziehungen zwischen bäuerlichen Lebenswelten der Russlanddeutschen, der Russen und der Tataren. Der Versuch, die Russlanddeutschen nicht isoliert als *a priori* etwas Besonderes zu betrachten, sondern sie in ihren ethnisch-religiösen Kontext zu stellen, ist vollauf gelungen. Dieser Band, so hoffen die Herausgeber, möge zu weiteren Detailstudien im Sinne einer differenzierten Neubetrachtung anregen – an Themen mangelt es wahrlich nicht.

Gerd Stricker, Zürich

**DMITRIJ D. FROLOV: Sovetsko-finskij plen 1939–1944. Po obe storone koljučej provoloki [Sowjetisch-finnische Gefangenschaft 1939–1944. Auf beiden Seiten des Stacheldrahts]. S.-Peterburg: Aletejja, 2009. 639 S., Tab., Abb. ISBN: 978-5-91419-199-0.**

Der wichtigste Eindruck dieses Werkes über die Gefangenschaft von Finnen und Sowjetbürgern während des Winterkrieges 1939/1940 und des Zweiten Weltkrieges, in den Finnland kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion eintrat und 1944 ausschied, ist die fast ungläubliche Detailkenntnis des Autors.

Nach einer ausführlichen Übersicht über den Stand der Forschung im ersten Kapitel setzt sich Frolov kurz mit dem rechtlichen Status der Kriegsgefangenen auseinander, wobei er sich im Wesentlichen auf die normativen Akte Russlands bzw. der Sowjetunion konzentriert. Zutreffend verweist er auf die Bedeutung der Erfahrungen, die die Rote Armee beim Einmarsch in Polen 1939 und der damit verbundenen Gefangennahme einer größeren Zahl polnischer Armeeeingetragener gesammelt hatte, für die Organisation und Praxis der Gefangenenbehandlung in der von ihm bearbeiteten Periode. Das Kapitel drei umfasst mehr als 150 Seiten und behandelt nach einem kurzen allgemeinen Überblick über den Winterkrieg und die finnische Beteiligung am Zweiten Weltkrieg, der in Finnland der „Fortsetzungskrieg“ genannt wird - diesen Ausdruck übernimmt der Verfasser - einige wesentliche Aspekte der konkreten Lebensbedingungen der Gefangenen. So finden die Fragen der Umstände der Gefangennahme, des Verhörs an der Front und der Situation in den Lagern wie die Verpflegung oder der Tagesablauf Berücksichtigung. Ausgewogen berichtet Frolov von der Tötung Gefangener auf beiden Seiten. Die Kapitel vier und fünf haben die medizinische Betreuung und den Arbeitseinsatz der Gefangenen zum Gegenstand. Nach einem Abschnitt, der die Möglichkeiten des geistigen Lebens im Lager behandelt und hauptsächlich Schwierigkeiten der sowjetischen bzw. finnischen Propaganda unter den Gefangenen thematisiert, betrachtet der Verfasser den schwierigen Weg seiner Protagonisten nach Hause und ihre Aufnahme in der Heimat. Eindrücklich führt er das harte Schicksal der sowjetischen Heimkehrer nach dem Winterkrieg vor Augen. In seinem Schlusskapitel

versucht er, beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dem folgen insgesamt 25 Anhänge, wobei hier zu fragen wäre, ob nicht eine Beschränkung auf eine geringere Zahl der Lesbarkeit des Werkes gedient hätte.

Frolov kennt die finnischen Gefangenen zum großen Teil mit ihren persönlichen Namen, auch ihre sowjetischen Leidensgenossen sind ihm ausgezeichnet vertraut. Je mehr er sich aber von dem konkreten Schicksal der sowjetischen und finnischen Gefangenen entfernt, desto eher sind Unzulänglichkeiten festzustellen. So erwähnt er auf Seite 42 einen Anteil von Sterbefällen unter den Gefangenen aus den Ländern der Entente von 10 % für den Ersten Weltkrieg. Dass aber im Russischen Reich in dieser Zeit, wie neuere Forschungen ergaben, ca. 20 % der Soldaten aus Österreich-Ungarn den Deutschen Reich zu Grunde gingen, findet keine Berücksichtigung. Offizielle deutsche Quellen sprachen nach 1918 sogar von über 60 % Verstorbenen und Verschollenen.

Was die Lesbarkeit des Werkes erheblich erschwert ist die umständliche Systematik des Autors. Für jeden einzelnen Aspekt betrachtet er zunächst die finnische Seite, dann die sowjetische im Winterkrieg, dann beide Kriegsgegner im Fortsetzungskrieg. Im nächsten Absatz springt er wieder zum Winterkrieg. Dies ist der Hauptmangel des Buches: Der Verfasser will einfach zu viel, wenn er anstrebt, beide Kriege in allen ihren Facetten abzudecken. Dadurch überfordert er die Aufmerksamkeit der Leserschaft.

Beeindruckend erscheint die lange Liste der Archivalien und der Literatur, auch in finnischer Sprache, die Frolov bearbeitet hat. Hoffentlich konnte der Autor diese Quellen auch hinreichend ausschöpfen und richtig interpretieren, was bei solchen internationalen Projekten nicht immer der Fall ist (vgl. meine kürzlich in der „Militärgeschichtlichen Zeitschrift“ erschienene Rezension über das Buch von Oksana Nagornaja: *Drugoj voennyj opyt*. Moskau 2010, zur Gefangenschaft von Russen in Deutschland im Ersten Weltkrieg). Wer die Ausdauer besitzt diese umfangreiche Untersuchung bis zum Ende zu lesen, wird mit wesentlichen Einblicken in das Thema belohnt, die Relevanz auch über den begrenzten geographischen Rahmen hinaus beanspruchen können.

*Georg Wurzer, Tübingen*

**FRIEDERIKE BAER: Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Die Jugoslawienpolitik der DDR 1946 bis 1968. Köln [etc.]: Böhlau, 2009. 327 S. = Dresdner Historische Studien, 11. ISBN: 978-3-412-20387-0.**

Der Politik der beiden deutschen Staaten gegenüber Jugoslawien ist seit dem Epochenjahr 1989 nicht zuletzt aufgrund der Öffnung der ehemals ostdeutschen Archive eine verstärkte wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuteil geworden. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass Jugoslawien zu einem prominenten Schlachtfeld des diplomatischen Kalten Krieges zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland geworden war. Im Jahr 1957 kam die 1955 formulierte Bonner Hallstein-Doktrin nach der Anerkennung der DDR durch Belgrad erstmals zur Anwendung. Die Bundesrepublik Deutschland brach ihre diplomatischen Beziehungen zu Jugoslawien ab. Als 1968 die Wiederaufnahme der Beziehungen erfolgte, war auch das Ende der Hallstein-Doktrin gekommen.

Friederike Baer hat nun eine auf solider Quellenbasis stehende, jedoch wenig innovative Analyse der Jugoslawienpolitik der SED/DDR von 1946 bis zum Jahr 1968 vorgelegt. Diese stützt sich vor allem auf relevante Bestände der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR“ sowie auf die Überlieferung des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten der DDR. Die einzelnen Abschnitte werden jeweils durch Ausführungen zur Innen-, Außen- und Wirtschaftspolitik der DDR und Jugoslawiens ausführlich kontextualisiert. Im Falle der DDR geschieht dies halbwegs auf Höhe des aktuellen Forschungsstands, zu Jugoslawien greift Baer vielfach auf zeitgenössische Analysen und Memoirenliteratur zurück. Über den engen Kontext der ostdeutschen außenpolitischen Ziele blickt die Autorin kaum hinaus, weshalb sie auf Grundlage der ostdeutschen Akten zu teilweise wenig überzeugenden Schlussfolgerungen kommt.

Es mag dem Entstehungszeitraum ihrer 2009 erschienenen Dissertationsschrift geschuldet sein, dass die 2007 abgeschlossene und bereits 2008 erschienene Arbeit von Marc Christian Theurer zum Dreiecksverhältnis Bonn – Belgrad – Ost-Berlin im Zeitraum 1957 bis 1968 keine Berücksichtigung in dem vorliegenden Werk gefunden hat. Jedoch macht ein detaillierter Blick in Bibliographie und Fußnoten deutlich, dass eine Reihe rezenter themenrelevanter deutsch- und englischsprachiger Studien (u. a. zur DDR-Außenpolitik, zur Hallstein-Doktrin sowie die

internationale Historiographie zum Kalten Krieg) gänzlich unbeachtet geblieben ist.

Ein Grundproblem der Erforschung des Verhältnisses beider deutscher Staaten zu Jugoslawien bleibt das Fehlen von Studien, die auch Akten jugoslawischer Provenienz heranziehen. So muss weiterhin über die Hinter- und Beweggründe für Entscheidungen Titos gemutmaßt werden. Es bleibt ein gehöriges Maß an Ungewissheit, das insbesondere die Bewertung der ‚Erfolge‘ der Jugoslawienpolitik beider deutscher Staaten erschwert.

SED und KPJ nahmen 1946 Parteikontakte auf, die zunächst im ideologischen Gleichklang verlaufen sollten. Mit dem Bruch zwischen Tito und Stalin 1948 fanden die im Keimstadium befindlichen Parteibeziehungen ein abruptes Ende. Die SED folgte strikt der Moskauer Linie.

Nach der Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 wurde diese zunächst nur von der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten anerkannt. Zu Jugoslawien wurden keine Beziehungen aufgenommen. Dagegen nahm die Bundesrepublik Deutschland Ende 1951 diplomatische Beziehungen zu Belgrad auf. In Ost-Berlin setzte man auf Abgrenzung. Zur ersten vorsichtigen Wiederannäherung der DDR an Tito kam es nach dem Tod Stalins 1953 und ersten versöhnlicheren Tönen aus dem Kreml. Zunächst wurde vor allem die Wiederaufnahme der Wirtschaftsbeziehungen angestrebt und betrieben. Jedoch war man sich in der DDR trotz aller ideologischen Vorbehalte gegen den jugoslawischen Weg bereits 1954 bewusst, welche große Bedeutung Jugoslawien bei der Überwindung des Alleinvertretungsanspruchs der Bundesrepublik zukommen könnte.

Infolge der Niederschlagung des ungarischen Aufstands 1956 und der damit einhergehenden erneuten Belastungen im sowjetisch-jugoslawischen Verhältnis dauerte es bis zum Herbst 1957, bis sich Tito auf Drängen Moskaus, gepaart mit wirtschaftlichem Druck aus Ost-Berlin, dazu bereitfand, die DDR anzuerkennen. Von Bonn wurde diese Entscheidung mit dem Abbruch der Beziehungen quittiert. Dies konnte zwar als Triumph über die Bundesrepublik gefeiert werden, brachte die DDR in ihren weltweiten Anerkennungsbestrebungen aber nicht voran. Auch die ostdeutsch-jugoslawischen Beziehungen sollten sich zunächst wenig dynamisch entwickeln, ganz zu schweigen von den fortgesetzten ‚ideologischen Differenzen‘ zwischen dem von Moskau geführten sozialistischen Lager und Jugoslawien. Erst nachdem Chruschtschow 1962 erneut einen Schritt auf Tito zugegangen war, gab es mehr Spielraum für die Entwicklung der Beziehungen.

Das Dilemma zwischen Realpolitik und Ideologie blieb für die SED aber kontinuierlich bestehen und hatte auch eine innenpolitische Komponente, da man die eigenständigen Auffassungen und Konzepte Titos von der DDR fernhalten wollte. In der ersten Hälfte der 1960er Jahre kam es zunächst zu einer Ausweitung der Wirtschaftsbeziehungen. Ab Mitte der 1960er Jahren erfuhren die Beziehungen zwischen der SED und dem Bund der Kommunisten Jugoslawiens eine neue Belebung. Die in den Jahren 1964/65 durchgeführten gegenseitigen Staatsbesuche von Tito und Walter Ulbricht wurden von der DDR propagandistisch genutzt und von außen als sichtbare Zeichen einer neuen Qualität der Beziehungen wahrgenommen. Tatsächlich aber, so ein zentrales Urteil der Autorin, dominierten die Divergenzen. Trotzdem hatte sich in der DDR-Außenpolitik – wie in vielen anderen Fällen – das realpolitische Interesse gegenüber den Befindlichkeiten auf der Parteebene durchgesetzt. (Man denke nur an die spanische „Bruderpartei“ und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Franco-Spanien 1973.) Gute staatliche Beziehungen zu Jugoslawien dienten der Deutschlandpolitik der DDR und waren vor allem mit der Hoffnung auf Anerkennung durch nichtpaktgebundene Staaten verbunden. Die Darstellung der Probleme und Konzepte der DDR-Jugoslawienpolitik in einer Langzeitperspektive gehört zu dem wenig Neuen, das diese Arbeit zu bieten hat. Bei alledem übersieht Baer jedoch die bereits von anderen Autoren dargelegte Bedeutung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Bundesrepu-

blik Deutschland und Jugoslawien, die maßgeblichen Einfluss auf Erfolge und Rückschläge der ostdeutschen Politik hatten.

Die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Bonn und Belgrad im Januar 1968 wertet die Autorin abschließend als „Triumph der Beharrlichkeit“ für die DDR, ein Urteil, das zumindest in Frage zu stellen ist. Intern wurde das Vorpreschen Jugoslawiens keineswegs gefeiert. Zwar konnte man das Ereignis propagandistisch als das Ende der Hallstein-Doktrin ausschlichten, die durch diese erneute Ausnahme von der Regel tatsächlich kaum noch als *Maxime* der Bonner Außenpolitik gesehen werden konnte, der durchschlagende Erfolg in den Anerkennungsbestrebungen der DDR blieb aber aus. Die erneuten diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Jugoslawien waren vielmehr das Ergebnis der veränderten „Ostpolitik“ der westdeutschen Großen Koalition. Die weltweite Anerkennung der DDR erfolgte (von wenigen Ausnahmen abgesehen) erst nach der Unterzeichnung des deutsch-deutschen Grundlagenvertrags am 21. Dezember 1972, der im Gefolge der „neuen Ostpolitik“ der sozialliberalen Koalition unter Bundeskanzler Willy Brandt möglich geworden war.

Abschließend sei angemerkt, dass die sporadische Übernahme problematischer Begriffe aus dem Quellenmaterial (z. B. „Konterrevolution“) ohne Anführungszeichen einer wissenschaftlichen Publikation unwürdig ist.

*Maximilian Graf, Wien*

**MARK EDELE: Stalinist Society 1928–1953. Oxford: Oxford University Press, 2011. XIII, 367 S., Tab., Graph. = Oxford Histories. ISBN: 978-0-19-923640-4.**

Diese Geschichte der sowjetischen Gesellschaft während des Stalinismus aus der Feder Mark Edeles hinterlässt einen gemischten Eindruck. Der Autor hat das Buch als einen Essay konzipiert, der eine Antwort auf die Frage: „Was war die stalinistische Gesellschaft?“, liefern soll, und in neun Kapitel gegliedert ist. Zu diesem Zweck hat er die immer stärker ausufernde Literatur gründlich bearbeitet und setzt zu einer wahren *tour de force* angesichts der Materialfülle und der Themen an. Hierbei geht er in seiner Interpretation von einer „neo-totalitären Politökonomie des Stalinismus“ aus (S. 5). Was sich hinter diesem Ansatz verbirgt, erfährt der Leser erst am Ende des Essays. Eingangs betont Edele den Unterschied zwischen utopischem Anspruch des Regimes

und ernüchternder Realität, die relative Schwäche des Staates sowie die eingesetzten ökonomischen Anreizmechanismen. Wie der Verfasser nun exakt seinen eigenen „neo-totalitären“ Zugang definiert, bleibt dem Rezensenten auch nach der Lektüre unklar, zumal sich das Stichwort nicht einmal im Schlagwortverzeichnis findet. Die „Politökonomie des Stalinismus“ entpuppt sich beim näheren Hinsehen gar als eine Binsenweisheit, obwohl sie der Verlag im Klappentext als die wesentliche Erkenntnis des Werks verkauft. Übersetzt in Alltagssprache wurde die fragmentierte Gesellschaft unter Stalin laut Edele nämlich von der wirtschaftlichen Notwendigkeit zusammengehalten, den formellen und informellen Regeln der stalinistischen Kommandowirtschaft folgen zu müssen, um nicht zu verhungern (S. 209). Nun gilt diese Art der Befolgung von ökonomischen Gesetzmäßigkeiten für alle armen Gesellschaften und ist keine Besonderheit des Stalinismus. Und selbst in reichen Gesellschaften orien-

tiert sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung an den Spielregeln des bestehenden Wirtschaftssystems. Hiermit möchte ich keinesfalls Vulgärmarxismus betreiben, sondern nur darauf hinweisen, wie einleuchtend und doch banal eine zentrale These Edeles ist. Sie lässt sich notfalls in Form eines knappen Aufsatzes belegen und bedarf wahrlich nicht der Buchform.

Um dem Autor gerecht zu werden, muss betont werden, dass er im Regelfall auf einem wesentlich höheren Niveau argumentiert und seinen Essay insgesamt höchst interessant und kenntnisreich aufgebaut hat. Die Frage, für wen er eigentlich schreibt, bleibt allerdings unbeantwortet. Der Spezialist wird sich an zu umfangreichen Erläuterungen des Bekannten stören, während zahlreiche Passagen für den Studenten zu dicht geschrieben sind, oder beispielsweise die Diskussion des Forschungsstandes im neunten Kapitel zu viel Vorwissen voraussetzt. Die Form des Essays ermöglicht es, schneller von Thema zu Thema zu wechseln; dies erschwert es wegen der Sprunghaftigkeit jedoch, dem Fließtext gut zu folgen. Störend ist der mitunter flapsige Ton – beispielsweise „old Karl“ anstelle von Karl Marx (S. 125).

Im ersten Kapitel verwendet der Verfasser einen Kunstgriff, um sein Thema praktisch einzuführen; er stellt eine „stalinistische“ Biografie vor und interpretiert diese. Damit gelingt es ihm, mehrere Themen bereits im Vorfeld einzuführen und eine gewisse Spannung aufzubauen. Das zweite Kapitel widmet sich dem Terror, wobei Edele weniger einen „Gärtner“- als vielmehr einen „Holzfällerstaat“ am Werke sieht. Hierbei ignoriert er aber zahlreiche neuere Arbeiten zu Unterdrückungsmaßnahmen im Spätstalinismus, die eben von Bürokratie, Kartotheiken und polizeilicher Kleinarbeit getragen wurden, also tatsächlich dem „Gärtnerstaat“ nahe kamen. Im dritten Kapitel untersucht Edele das Chaos, wobei er eher auf verschiedene Formen der Mobilität – seien sie geographisch oder sozial – eingeht. Anschließend thematisiert der Verfasser die Familie als eine zentrale Einheit der stalinistischen Gesellschaft.

Das fünfte Kapitel untersucht unter der Überschrift der „hinkende Behemoth“ den Staat, der zerstören konnte, aber zu schwach war, etwas aufzubauen (S. 119). Dass der Staat unter Stalin eher ein

schwacher und gleichzeitig extrem zerstörerischer war, darüber dürfte heute ein gewisses Maß an Einigkeit herrschen. Aber dieser Staat vermochte trotz aller Defizite, Institutionen aufzubauen, die bis zum Ende der Sowjetunion Bestand hatten. Auf dieses Paradox geht Edele nicht ein.

Bei der Wahl seiner Überschriften geht der Verfasser mitunter etwas kryptisch vor, hinter „Apokalypse, Dialektik und das Wetter“ verbirgt sich ein Kapitel zu ideologischen Fragen, wobei dieser Begriff sehr weit gefasst ist und auch Religion, Nationalitäten oder Kriegserüchte umfasst. Daran schließt sich ein Kapitel unter dem Titel „Danke, Genosse Stalin“ an, das hauptsächlich, aber nicht nur, verschiedene Nutznießer des Systems behandelt, aber auch die unterschiedlichen Methoden des Eskapismus. Edele gelingt es, viele Themen in knapper Form auf dem neuesten Forschungsstand auszuarbeiten, aber sie passen oftmals nicht in das Format eines Kapitels.

Die Ausführungen des Autors zur Wirtschaft in Kapitel 8 sind, wie oben angedeutet, nicht gerade originell und beruhen vielfach auf einem seit langem bekannten Stand. Dem Verfasser ist sicherlich beizupflichten, dass die Wirtschaftsgeschichte des Stalinismus seit Jahrzehnten vernachlässigt worden ist (S. 242). Würde er sich allerdings selbst auf dem Gebiet auskennen, wüsste er, dass es abseits der von ihm gescholtenen Ökonometrie eine Vielzahl von Methoden gibt, die sich auf den stalinistischen Fall anwenden ließen und vereinzelt bereits angewandt wurden.

Im Schlusskapitel liefert Edele eine Mischung aus Forschungsüberblick und teilweise polemischer Auseinandersetzung mit der englischsprachigen Fachliteratur. Hierbei geht er an einigen Stellen stark ins Detail, an anderen werden schlichtweg Rechnungen beglichen. Der Autor belegt überzeugend, wie komplex sein Untersuchungsgegenstand ist. In vielen Einzelfragen gibt es eben keine einfache Antwort, und wir benötigen viele verschiedene Erklärungsansätze.

Zusammenfassend gesagt, bleiben einige zentrale Thesen Edeles schwach, trotzdem ist ihm ein streckenweise anregender Essay zur stalinistischen Gesellschaft gelungen. Er lädt ein zum Nachdenken, zur Diskussion und zum Widerspruch.

*Olaf Mertelsmann, Tartu*

**NATAL'JA A. ARALOVEC: Gorodskaja sem'ja v Rossii. 1927–1959 gg. [Die städtische Familie in Russland, 1927–1959]. Tula: Izdat. Grif i K, 2009. 303 S., Tab. ISBN: 978-5-8125-1235-4.**

1926 lebten in der Sowjetunion gut 147 Millionen Menschen. 1939 waren es bereits 170 Millionen, 1959 dann 208 Millionen. Die Zahl städtischer Familien wuchs noch schneller, von 3,9 Millionen (1926) auf 8,4 Millionen (1939). Doch wie setzten sich die Personengruppen zusammen, die unter dem administrativen Begriff „Familie“ erfasst wurden? Handelte es sich um Großfamilien dörflichen Typs oder bereits um moderne Kernfamilien, die nur noch aus Eltern und Kindern bestanden? Wie veränderte sich die Familiengröße während der beschleunigten Urbanisierung und Industrialisierung nach 1929, des Terrors der dreißiger Jahre und des Zweiten Weltkriegs?

Diese Fragen beantwortet Natal'ja Aralovec in ihrer Monographie über die russländische Familie zwischen 1926 und 1959. Der zeitliche Rahmen richtet sich nach den wichtigsten Quellen des Buches, den Volkszählungen von 1926 und 1959. Die Zeit zwischen der Volkszählung von 1897 und der von 1926 hat Aralovec bereits mit ihrer 2003 erschienen Dissertation („Gorodskaja sem'ja v Rossii, 1897–1926 gg.: istoriko-demografičeskij aspekt“) abgedeckt. Ausgewertet hat die Historikerin außerdem unpublizierte statistische Daten aus den Zentralen Staatsarchiven in Moskau, normative Dokumente zum Familienrecht und zur öffentlichen Moral, Studien sowjetischer Soziologen zu spezifischen Gebieten und Themen wie der Gesundheit und Hygiene in Nižnij Tagil sowie die übrige Forschungsliteratur zur Demographie der russländischen Familie. Das Buch ist ähnlich aufgebaut wie die Geschichte der russländischen Familie auf dem Dorf von Ol'ga Verbickaja, die im selben Jahr erschienen ist, und eignet sich dadurch hervorragend für den Vergleich.

Die Autorin gliedert ihren Stoff in drei zeitliche Blöcke (1927–1939, 1939–1945, 1945–1959). Dabei beginnt sie jeweils mit einem Kapitel über alle mit der Ehe verbundenen Größen wie das Heiratsalter der beiden Partner, die Ehedauer sowie die Anzahl Ehen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Weil das verheiratete Paar den Kern und Ausgangspunkt der Familie bildet, führt ein Wandel dieser Faktoren immer auch zu Veränderungen der Familie. Der Vergleich der drei Blöcke zeigt nun, warum im Laufe der Jahrzehnte in den Städten kleinere Familien entstanden.

Nach der Oktoberrevolution von 1917 schufen die Bolschewiki mit der Absicht, die bisherige patriarchalisch organisierte Familie zu unterhöhlen, ein grundsätzlich neues Rechtssystem. Es führte die Zivilehe ein, gewährte Frauen die gleichen Rechte wie Männer, schuf ein einfaches Scheidungsverfahren und legalisierte die Abtreibung. Trotz dieser Modernisierung behielt die Institution Ehe ihre Selbstverständlichkeit. Weiterhin gehörte es zum „Lebensplan“ von jungen Männern und Frauen, früh zu heiraten und Kinder zu bekommen. Durchschnittlich verbrachte eine Frau 30 Jahre in ihrem Leben in der Ehe, ein Mann sogar 33 Jahre. Frauen, die um 1900 geboren wurden und nach 1920 in ihre „Kinderphase“ traten, zeugten durchschnittlich 5,3 Kinder.

In zwei Bereichen begannen das neue Recht und die bessere medizinische Infrastruktur in der Stadt allerdings, die gesellschaftliche Praxis zu verändern. Erstens trieben Frauen häufiger ab als auf dem Dorf. 1926 gab es auf 100 Geburten in Moskau 46 Abtreibungen, in den Hauptstädten der Gouvernements 32, auf dem Land hingegen nur zwei. Zweitens ließen sich weit mehr Russen scheiden als vor 1917, als eine Scheidung nur mit der Bewilligung der obersten Kirchenbehörde möglich war. 1925 kamen auf 1000 geschlossene Ehen bereits 132 Scheidungen, wobei diese Zahl im Vergleich zu den USA mit 148 Scheidungen weiterhin recht niedrig lag. Als weitere Ursache beider Erscheinungen betrachtet die Autorin den neuen Stellenwert der Familie. Diese bildete in der Stadt nicht länger eine Wirtschaftseinheit, sondern entwickelte sich immer mehr zur selbstgewählten Lebensgemeinschaft, deren Größe und Fortbestehen von den Mitgliedern beeinflusst werden konnte.

In den dreißiger Jahren kamen zwei weitere Faktoren dazu. Erstens führte der massenweise Zuzug aus dem Dorf während der beschleunigten Industrialisierung und Urbanisierung nach 1929 zur Verschlechterung der hygienischen Verhältnisse in den Städten. In den überfüllten Wohnungen breiteten sich Infektionskrankheiten aus und diese führten zu einem Anstieg der Kindersterblichkeit. Durch die Verhaftungen während des Großen Terrors nach 1936 wurden zweitens Familien auseinandergerissen, so dass Kinder teilweise allein zurückblieben. Mit einer sehr sorgfältigen Auswertung der wenigen dafür zur Verfügung stehenden Daten kann Aralovec zeigen, wie auch der Terror in beschränktem Maß zur Reduktion der Familiengröße beitrug.

Sehr deutlich führte der Große Vaterländische Krieg zur Verkleinerung der Familien. In der Sowjetunion wurden 30 Millionen Soldaten in die Armee

rekrutiert, rund zehn Millionen kamen dabei um. Die Geburtenzahl fiel nach 1941, erhöhte sich nach 1944 wieder, erreichte aber nie mehr die alte Höhe. Frauen des Jahrgangs 1920 brachten durchschnittlich nur noch 2,7 Kinder zur Welt. Allerdings gab es in der Stadt vergleichsweise mehr Männer als auf dem Dorf, entsprechend höher lag die Heiratsquote.

Nach 1945 waren es laut Aralovec vor allem die geänderten Werte, die zu einer weiteren Verkleinerung der Familie führten. Rund 70 Prozent der Bevölkerung war weniger als 35 Jahre alt, mit der älteren Generation verschwand die Hochschätzung der patriarchalisch geführten Großfamilie endgültig. Wohl bezeichneten die meisten verheirateten Frauen noch ihren Mann als „Oberhaupt“ der Familie, sie hatten aber Mühe zu erklären, worin die Funktion dieser Einrichtung bestand. Junge Paare bezeichneten bei einer Umfrage in Leningrad 1962 Liebe als wichtigsten Grund ihrer Heirat und zogen ein Leben getrennt von den Groß- bzw. Schwiegereltern vor, gerade weil sie bei Fragen der Kindererziehung keine Einmischung wollten.

Der Wohnraum blieb aber beschränkt. Dies hinderte die befragten Paare wohl nicht am Heiraten, führte aber dazu, dass sie sich auf ein bis zwei Kinder beschränkten und damit weniger Kinder zeugten, als eigentlich gewünscht und für den Erhalt der Bevölkerung notwendig. Damit führte der Anstieg der Heiratsrate nach 1950 nicht mehr zur Erhöhung der Geburtenrate, während gleichzeitig die Lebens-

dauer wuchs. 1959 betrug sie durchschnittlich bereits 65 Jahre, womit Männer rund 23, Frauen 28 Jahre länger lebten als 1926. Damit waren alle Faktoren für die demographische Wende gegeben und die Entwicklung zur Überalterung und Reduktion der russländischen Bevölkerung eingeleitet.

Aralovec erklärt den Rückgang der Familiengröße in der russländischen Stadt fundiert wie detailliert und weist auch immer wieder auf die ethnischen Unterschiede innerhalb des großen und vielfältigen Landes hin. Am frühesten und stärksten fand der Modernisierungsprozess bei den Angehörigen der baltischen Völker statt, am langsamsten bei Menschen aus dem Kaukasus und Zentralasien. Weniger überzeugend sind hingegen die Rückschlüsse auf veränderte Werte und Einstellungen. Besonders betont die Autorin, dass sich seit den zwanziger Jahren die Bedeutung der Familie als „Bund geistig naher Menschen“ ständig erhöhte. Das mag zutreffen, doch fehlen die Quellen, um das Fehlen enger zwischenmenschlicher Bindungen in der früheren Zeit genügend repräsentativ nachweisen zu können.

Heute leben über 70 Prozent der Bewohner der Russischen Föderation in Städten. Weiterhin gibt es mehr Familien als Alleinstehende. Häufig zählen diese allerdings weniger als vier Personen. Aralovec' Verdienst ist es, die Entstehung dieser Situation aufgezeigt zu haben.

*Eva Maeder, Winterthur*

**GEORGIJ ANDREEVSKIJ: Povsednevnaja žizn' Moskvy v stalinskiju epochu. 1920 – 1930-e gody. [Das Alltagsleben in Moskau in der Stalinzeit. 1920er und 1930er Jahre]. Moskva: Molodaja Gvardija, 2008. 557 S., Abb. = Živaja istorija: Povsednevnaja žizn' čelovečestva. ISBN: 978-5-235-03123-4.**

Der populärwissenschaftliche Traditionsverlag „Molodaja Gvardija“ publizierte 2008 die besprochene Monographie „Povsednevnaja žizn' Moskvy v stalinskiju epochu. 1920-1930-e gody“ bereits in ihrer 2. Auflage zusammen mit dem Folgeband vom selben Autor, der das Alltagsleben Moskaus in den 1930er und 1940er Jahren beschreibt. (Die erste Auflage beider Bücher war 2003 veröffentlicht worden.) 2009 erschien ein weiterer Band über das Alltagsleben in Moskau von Georgij Andreevskij, in dem die Jahrhundertwende behandelt wird. Die Moskau-Reihe Andreevskijs erfreut sich großer Popularität. Auf zahlreichen Internetseiten, auf denen

man die Bücher auch kostenlos herunterladen kann, findet man begeisterte Leserbewertungen.

Im Vorwort des zur Rezension vorliegenden Bandes über das Alltagsleben in Moskau in den zwanziger und dreißiger Jahren betont der Autor, dass er bei seiner Darstellung keinem vorgeprägten systematischen Leitfaden folge, sondern dass sich die Kapitel mehr oder weniger von selbst aus dem Material ergeben hätten. Diese unsystematische Herangehensweise des Autors sowie das Fehlen bibliographischer Angaben hat zur Konsequenz, dass das Buch für Forschungszwecke kaum zu gebrauchen ist. Ein halbes Dutzend Moskau-Romane aus den 20er Jahren, ein halbes Dutzend Memoiren und einige Zeitungen und Zeitschriften der 20er und 30er Jahre, allem voran die Moskauer Abendzeitung (*Včernnjaja Moskva*) sowie (laut Angabe des Autors) mündlich überlieferte Erinnerungen von Moskauern bilden für das Buch das Material, das größtenteils in nostalgischer, monotoner Manier einfach nacherzählt wird, wobei die Quellen weder chronologisch noch generisch geordnet werden.

Markant ist die stellenweise ausufernde Kriminalchronik. Andreevskij war der Kurzbiographie des Verlags zufolge vor seiner Pensionierung 1995 bei der Moskauer Kriminalpolizei und Staatsanwaltschaft tätig. Dieser Hintergrund wird bei der Lektüre des Buches, das knapp zu einem Drittel der Beschreibung der Verbrecherwelt, des Polizeialltags, der Staatsanwaltschaft und der Strafvollzugsanstalten gewidmet ist, deutlich spürbar. Auch die übrigen Kapitel des Bandes, die zum Beispiel Hobbyfinder, Moskauer Bierhallen, Gemeinschaftswohnungen oder frühsozialistische Moralvorstellungen zum Gegenstand haben, werden ausgiebig anhand von kuriosen Gerichtsverfahren illustriert. Mit diesen durchaus spannenden Beobachtungen beweist der Autor eine gewisse Materialkompetenz, und detaillierte Nachweise wären hier besonders wünschenswert.

An diversen Stellen des Bandes tauchen auch Passagen mit Erinnerungen Andreevskijs an das Moskau der Nachkriegszeit, der 70er oder 80er Jahre auf. So evoziert die Beschreibung der Moskauer Geschäfte und Märkte der 20er Jahre beim Autor eine zärtliche, nostalgische Erinnerung an den Trödelmarkt der 90er Jahre (S. 35). Diese Passage lässt sich meiner Meinung nach gut als Autokommentar eines Buches lesen, das in seiner Gesamtheit am ehesten einem historisch-literarischen Flohmarkt ähnelt, wo man bei aufmerksamer Lektüre zwischen wertlosem ‚Krempel‘ hin und wieder interessante Kleinodien in Form aufschlussreicher Rechtsfälle finden kann – ge-

setzt, man weiß, wonach man suchen muss, und man kann sich für einen solchen Zeitvertreib erwärmen.

An anderen Stellen tritt der Autor aus seinem monotonen Erzählfluss mit nationalistischen und ‚gemäßigt‘ antisemitischen Obertönen hervor. Beispielsweise schreibt Andreevskij, Moskau und andere russische Großstädte seien nach der Revolution „zu Zufluchtsort und Beute der Juden“ (S. 533) geworden, und leitet daraus ab, dass Staatsbeamte keinesfalls aus nationalen Minderheiten und insbesondere Juden rekrutiert werden dürften (S. 537, 541). Alles weist darauf hin, dass diese Aussagen gleichsam die zentrale Message des Buches bilden: Eine Begründung des Nationalismus als natürlicher Selbsterhaltungstrieb der Staatsnation unter den Bedingungen des freien Konkurrenzmarktes (S. 542) bis hin zur verhaltenen Rechtfertigung des Antisemitismus als identitätsstiftender Konstante der russischen Kultur klingen hier an (S. 534; 543).

Diese im Schlussteil des Buches ostentativ auftretenden, schwer erträglichen Äußerungen machen die ohnehin zähe und relativ unergebige Lektüre zu einem unersprißlichen Unterfangen, zumal die relevanten Themenbereiche des Bandes, wie die Beschreibung der Neuen Ökonomischen Politik, des Rechtswesens, des Unterhaltungsbetriebs und der sanitären Einrichtungen im Moskau der zwanziger und dreißiger Jahre in einer Reihe detaillierter sozial- und geisteswissenschaftlicher Untersuchungen der letzten Jahre eingehend beleuchtet wurden.

*Konstantin Kaminskij, Konstanz*

**Istoriju – v školu. Sozdanie pervych sovetskich učebnikov. [Die Geschichte in die Schule bringen. Die ersten sowjetischen Lehrbücher]. Šefredaktor Sergej Kudrjašov. Moskva: Archiv Prezidenta Rossijskoj Federacii, 2008. 304 S., Tab., Abb. = Vestnik Archiva Prezidenta Rossijskoj Federacii. ISBN: keine.**

Der „Vestnik“ erscheint als Periodikum in der gegebenen Form seit 2006 jährlich und ist jeweils einem wichtigen Geschehen der Sowjetgeschichte gewidmet. Zuvor, seit 1993, war er eine Beilage der Zeitschrift „Istočnik“. Die vorliegende Ausgabe befasst sich mit dem Entstehen der ersten sowjetischen Lehrbücher in den 30er Jahren – primär solcher für Geschichte, aber auch für Geographie.

Bei dem Buch handelt es sich um eine wissenschaftliche Quellenedition mit Querverweisen und Register, eingeleitet von einem Vorwort des Redakteurs und einem archivwissenschaftlichen Vorwort. Die 59 abgedruckten Dokumente datieren aus der

Zeit zwischen August 1932 und Dezember 1939; nachgestellt ist ein Dokument aus dem Jahr 1959. Es finden sich zahlreiche Illustrationen, sei es, dass einzelne Quellen durch Faksimile-Abdrucke ergänzt werden oder dass wichtige Persönlichkeiten durch Fotos (meist Porträts) vorgestellt werden. Für letzteres wünschte man sich einen Bildnachweis.

Die Entscheidung, eigene sowjetische Geschichtsbücher zu erstellen, fiel in die Zeit der Reorganisation des sowjetischen Bildungssystems nach der Ablösung A. B. Lunačarskijs als Volkskommissar für Aufklärung. Die evidenten Missstände im Bildungsbereich boten Stalin Anlass, auch dieses Ressort seinen Vorstellungen von der Transformation der sowjetischen Gesellschaft zu unterwerfen. Die mit dem Namen Pokrovskijs verbundene Ausrichtung der Geschichtswissenschaft, die sich in der historischen Bildung sehr widersprüchlich niedergeschlagen hatte, wurde verdammt. 1931 begannen die Kampagnen zur Säuberung der Geschichtswissenschaft von sog. feindlichen Elementen. Stalin bean-

spruchte das Monopol in der Geschichtsinterpretation und setzte es mit rigorosen Zensurmaßnahmen durch. Schulbücher erschienen dabei als ein optimales Vehikel zur Implementierung der offiziellen Ideologie. Das Politbüro der VKP(b) bildete eine Kommission, die unter Leitung von A. Ždanov in kürzester Zeit Geschichtslehrbücher für die Unter- und Mittelstufe herausbringen sollte. Es gelang dies nur teilweise. Den Anfang machte 1937 der Leitfaden zur Geschichte der UdSSR von A. B. Šestakov für die 4. Klasse. Bis 1938 waren zudem zwei Bände zur Geschichte des Bürgerkrieges in der UdSSR erschienen. Das Zentralwerk der Lehrbücher, das in kritischer Rückschau als „Enzyklopädie des Stalinismus“ (N. N. Maslov) titulierte wird, war jedoch der „Kurze Leitfaden zur Geschichte der VKP(b)“ aus dem Jahr 1938, an dem Stalin selbst redigierend mitwirkte. Wie Sergej Kudrjašov erwähnt, kam dieser bis zum Jahr 1953 auf 301 Ausgaben in 67 Sprachen mit einer Gesamtauslage von 42 Millionen (S. 13). In kanonisierter Form vermittelt er eine stalinistische Fiktion der Geschichte, die auf empirische Befunde gänzlich verzichtet und einen rein ideologisch-legitimatorischen Charakter aufweist.

Sergej Kudrjašov schildert in seinem etwas zu allgemein gehaltenen Vorwort diesen historischen Kontext. Erfreulich ist, dass er die internationale Stalinismusforschung wahrnimmt und etwa auf den „Stalinismus von unten“ verweist. Der schulische Kontext kommt jedoch deutlich zu kurz. Zumindest bibliographisch hätte an dem Standardwerk von E. M. Balašov über die Schule in der frühen Sowjetgesellschaft (Sankt-Peterburg 2003) angeknüpft werden können.

Etlche der Dokumente sind bereits publiziert worden – einige schon in den dreißiger Jahren. Von daher

**ALEN BLJUM / MARTINA MESPULE: Bjuokratičeskaja anarchija. Statistika i vlast' pri Staline. [Bürokratische Anarchie. Statistik und Macht unter Stalin]. Moskva: Rosspën; Fond Pervogo Prezidenta Rossii B. N. El'cina, 2008. 327 S. = Istorija stalinizma. ISBN: 978-5-8243-1011-5.**

Alain Blum's and Martine Mespoulet's study of the Central Statistical Administration, its personnel, work, and relationship to the political leadership as well as other entities within the Soviet administrative apparatus provides a very strong argument for social historians intent at using Soviet population statistics: their quality, the study demonstrates, was rather high despite political pressure and repeated purging of the statisticians. Historians who see such statistics

liegt der Wert der Edition darin, einen umfassenden Eindruck davon zu vermitteln, wie akribisch und intensiv die Einwirkung der bolschewistischen Führung auf Initiierung und Fortgang der Arbeiten an diesen Büchern war. Beleuchtet werden alle Phasen der Genese der Schulbücher, angefangen von der Ausgangssituation, der Zielbestimmung, der Zusammenstellung des Autorenkollektivs und bis hin zu Texterstellung, Wettbewerben, Rezensionswesen und Auswahlverfahren. Aus der Lektüre bleibt als treffliche Anekdote die Korrespondenz der Mächtigen des Landes über „seltsame Flecken“ auf einer Schulbuchillustration haften. Einer hatte geglaubt, in ihnen die Form eines Hakenkreuzes erkennen zu können (S. 11). Karl Radek, in regem Austausch mit Stalin stehend, bewertete ein Manuskript mit den Worten: „Das Buch ist nicht verbesserbar, man kann es nur in den Papierkorb werfen“, und bot sich selbst als besseren Autor an (S. 203). Vielsagend sind auch die zahlreichen handschriftlichen Vermerke Stalins. Ein vorgeschlagenes Schulbuchkapitel „Polnischer Aufstand im Jahr 1863“ kommentierte er z. B. despektierlich mit: „Was für ein Aufstand?“ (S. 78). Es wäre sicherlich eine kurzweilige und lehrreiche Seminarübung, zu erwägen, welche Intentionen hinter den jeweiligen „Korrekturen“ Stalins vermutet werden dürfen.

Die Entstehung der ersten Geschichtsschulbücher in der Sowjetunion ist sicherlich ein Lehrstück in Sachen Stalinismus, und sie wurde von Kudrjašov vorbildlich dokumentiert. Dem eingangs postulierten Gedanken, auch eine Perspektive ‚von unten‘ anzulegen und etwa die Rezeption der Bücher mit einzubeziehen, konnte Kudrjašov freilich mit den von ihm ausschließlich herangezogenen Quellen aus dem höchsten Führungskreis kaum näher treten.

*Robert Maier, Braunschweig*

merely as discursive formations which shaped rather than represented social reality misunderstand the way they were produced and underestimate the institutional tenacity of professional statisticians.

The Administration was originally organised by some of the most accomplished statisticians of pre-Revolutionary vintage, who had learned their craft, often as political exiles, working for local government (*zemstva*) all over the empire. Their self-understanding was that of scientists who would serve progressive governments by providing as accurate and impartial information as possible to allow rational decision making. This ethos not only survived the Revolution together with these men, but it was reproduced within the Central Statistical Administration all the way up to World War II, which forms the

end point of this investigation. The increasing replacement of “bourgeois specialists” with newly trained “red cadres” of working class or peasant background had only a minor impact in this respect: the newly minted statisticians partook in the same professional culture as their predecessors. Even the Great Purges, which famously victimised statisticians involved in the 1937 census, could not extinguish this professionalism.

The 1939 census, indeed, could have been expected to be falsified through and through, given what had happened to the authors of its predecessor. Instead, rather than inventing numbers or falsifying statistics to cater to the wishes of the leadership (which were, indeed, not so clear) statisticians, with considerable nervousness, tallied up the actual results. They did drop the question about religion, which had caused such disquiet in 1937 by showing that the war against religion was far from won, and they formulated the question about whether or not an individual was able to read or write in such a way that more people would be classified as literate than in the shocking 1937 result. But within the parameters of such “massaging” of the questionnaire, the census was conducted as an actual social investigation. As a result, much of the data collected in 1939 (and then archived), confirms the damning numbers of 1937.

The manipulation started once the numbers had been collected. Three tactics were used to make the 1939 census more palatable to Stalin and his entourage: “redistribution” of numbers, censorship, and interpretation. The first tactic was the only one, which actually misrepresented the results of the census, but only with respect to the regional distribution of the population, not to the overall totals. The centrally collected numbers of army personnel and GULAG inmates were divided up into batches and allocated to those regions in particular, which had suffered most from the famine of 1932–1933. The second tactic – censorship – meant to only report part of the numbers to avoid a bad impression. This was most obviously used in the partial and sparse publication of statistics, but was also a well-established practice in internal documentation. Finally, statisticians reported to Stalin that they were unable to actually account for each and every individual, estimating the share of “unreported” citizens to bring the final number closer to the number Stalin had announced *a priori*.

There were two main reasons why statisticians continued to function as professionals, despite the danger of reporting the actual state of affairs in Stalin’s Soviet Union. For one, professional statistics in general and the Statistical Administration in particular had their own internal histories, which were older than the polity in which they were embedded. “Partially autonomous forms of organisational and professional logic continued to exist” (p. 145) and linked not only the Tsarist past with the Bolshevik present, but also Leninism and Stalinism. As a result, attempts at categorising and counting the population did not follow one logic: statisticians, policemen, and ethnographers had different goals, used different methods, and their results communicated poorly with each other. Censuses did not follow a policing logic and passport classifications did not depend on census information. The detailed numbers of former kulaks and other “anti-soviet elements,” for example, listed as to be arrested or shot in each region in the now infamous order No. 000447 of 30 July 1937 were NKVD produced numbers, not census data collected by the statisticians.

But institutional self-referentiality and historical tenacity were not the only reason why statisticians continued to orient themselves professionally rather than politically. Even had they tried to cater to the wishes of the political leadership, they could have only been confused in the process, as the attitudes of Stalin and his team to statistics were schizophrenic in themselves. Indeed, their approach to data encapsulated in more pronounced form a contradiction at the heart of the use of statistics in modern administration. On the one hand, politicians want accurate information in order to make rational decisions. This desire was even stronger in the case of a leadership, which wanted to run a centralised economy, the functioning of which was quite obviously dependent on good statistics. On the other hand, politicians want statistics to show that their policies are working. Negative numbers are thus never welcome. This second tendency was exacerbated in a country where the leadership claimed infallibility while promulgating policies, which were nothing less than catastrophic. As a result, statisticians were to report accurate numbers without reporting the actual state of affairs – a very Soviet demand, indeed.

*Mark Edele, Crawley, Australia*

**Guns and Rubles. The Defense Industry in the Stalinist State.** Ed. by Mark Harrison. New Haven, London: Yale University Press, 2008. XXVI, 272 S., Tab. = The Yale-Hoover Series on Stalin, Stalinism, and the Cold War. ISBN: 978-0-300-12524-5.

Der Sieg über den Faschismus gilt einigen Historikern bis heute als Beleg dafür, dass die von Stalin eingeschlagene Politik richtig war. In den dreißiger Jahren wurden in der Sowjetunion enorme Rüstungsanstrengungen unternommen. Dennoch wissen wir bisher wenig darüber, wie der Rüstungssektor in der Praxis funktionierte. Erwies sich hier die administrative Kommandowirtschaft als geeignet, um die staatlichen Mittel mit maximaler Effizienz einzusetzen? Müssen wir zwei Teile der Sowjetwirtschaft unterscheiden: eine ineffiziente Zivil- und eine hocheffiziente Rüstungsindustrie? Und war die sowjetische Organisation des Rüstungssektors möglicherweise der westlichen überlegen? Der vorliegende Sammelband will diese Fragen auf Basis des jetzt verfügbaren Archivmaterials beantworten. Mark Harrison, ein ausgewiesener Spezialist für das Thema, hat ihn in Zusammenarbeit mit Paul Gregory konzipiert und ist zugleich der Hauptautor der Beiträge.

Harrison zieht zur Interpretation des Archivmaterials wirtschaftswissenschaftliche Modelle heran. Wo es um die Funktionsweise des Stalinschen Wirtschaftssystems geht, ist die Unterstellung von eigeninteressegeleiteten Akteuren in Anlehnung an die *rational choice theory* äußerst hilfreich. Wenn Harrison im ersten Kapitel auf Basis seiner Modelle aber auch Aussagen zum Terror oder zum Vergleich mit der Diktatur Hitlers machen will, zeigen sich schnell die Grenzen. Ohne sich mit der einschlägigen Literatur auseinanderzusetzen oder ein Vetorecht der Quellen anzuerkennen, bezeichnet er den Holocaust als Kampf gegen eine äußere Bedrohung durch die Juden und Stalin als guten Diktator, der durch seinen Widerstand gegen Hitler mehrere zehn Millionen Russen, Amerikaner und Europäer vor dem Tod rettete (S. 24 und 258–259). Dem Leser sei geraten, diese Abschnitte einfach zu überspringen.

Die einleitenden Kapitel gehen den Fragen nach, warum Stalin einen so gewaltigen Rüstungssektor wollte und welche Bedeutung dieser bei der Erlangung und Bewahrung seiner Macht spielte (Harrison), wie sich die Interessenlage von Rüstungsindustrie und Armee bis Ende der zwanziger Jahre entwickelte (Andrej Sokolov) und wie die Rüstungs- und Militärplanung in den dreißiger Jahren organisiert war (Harrison und Andrej Markevič). In den drei Kapiteln des

Hauptteils zeigt Markevič die erheblichen Probleme auf, die Planung der Rüstungsindustrie zu koordinieren. Robert W. Davies untersucht die Qualität der Mobilisierungsplanung für den Angriffsfall, und Harrison und Markevič gehen auf die interne Organisation des Waffenmarktes ein. Die drei abschließenden Kapitel werfen ein Schlaglicht auf entscheidende Spezialfragen: Michail Muchin untersucht die Motivation der Arbeitskräfte in der Rüstungsindustrie, Harrison klärt am Beispiel der Entwicklung von Flugzeugmotoren, wie technologischer Fortschritt erzielt wurde. Abschließend untersucht er, wie sich die von Stalin angeordnete exzessive Geheimhaltung auf die Effizienz des Militärs auswirkte.

Die Beiträge belegen, dass Fragen der Rüstung im Zentrum von Stalins Diktatur standen. Doch Stalins Regime war keine Militärdiktatur. Stalin wollte militärische Macht, um sich vor äußeren Gefahren zu schützen, ohne seine eigene Machtposition aufs Spiel zu setzen. Die Beziehungen zwischen der Rüstungsindustrie und dem Militär gestaltete er so, dass ein seine Macht gefährdender Militär-Industrie-Komplex nicht entstehen konnte: „It was Stalin’s system of rule to keep the Army and Industry divided from each other, and to structure the incentives facing them so that they gained more from mutual rivalry, including shirking mutual obligations and cheating each other, than from setting out to cooperate“ (S. 256). Die Rüstungsindustrie wurde nicht der Kontrolle des Militärs unterstellt, vielmehr musste das Militär seine Bestellungen von Waffen und Ausrüstungen über einen vom Diktator befohlenen internen Markt an die Industrie richten, also „Kanonen für Rubel“ kaufen. Auch die Rüstungsindustrie war darauf angewiesen, sich erforderliche Ressourcen über Schwarzmärkte zu besorgen, weil die Pläne ihren Bedarf nicht korrekt regelten. Die Armee durfte zwar ihre Agenten zur Kontrolle von Produktion und Qualität zur Industrie entsenden. Doch wirksame Sanktionen standen den Agenten nicht zur Verfügung. Im Verborgenen kam es deshalb vielfach zu Aushandlungsprozessen, bei denen sich die Agenten des Militärs an der Fälschung der Berichterstattung der Rüstungsindustrie nach oben beteiligten, um im Gegenzug ein Mindestmaß an Qualität bei den Waffen zu erreichen (S. 165–179). In starken Militär- und Industrieführern erblickte Stalin vor allem eine Gefahr für seine eigene Macht. 1937 schaltete er deshalb Ordžonikidze und Tuchačevskij aus und nach dem Zweiten Weltkrieg diejenigen, die als erfolgreiche Wirtschafts- und Militärführer Ansehen errungen hatten (S. 255).

Der Rüstungssektor war zwar privilegiert, blieb aber in allen Bereichen ein Teil der sowjetischen

Wirtschaft und Gesellschaft. Die Beiträge lassen keinen Zweifel daran, dass er unter den gleichen Mängeln wie die Zivilindustrie litt. Der Ressourceneinsatz war genauso verschwenderisch. Die Detailplanung erfolgte simultan in zwei getrennten Bürokratien: der militärischen, die Bedarfe formulierte, und der industriellen, die für die Lieferung zuständig war. Konkurrierende Zuständigkeiten und die Einmischung von dritter Seite aufgrund der dem Rüstungsbereich beigemessenen Priorität waren dafür verantwortlich, dass die Planung hier noch schlechter funktionierte als für die Zivilindustrie. Die Aufstellung der Pläne verzögerte sich häufig stark oder scheiterte sogar ganz. Die Geheimhaltung wirkte letztlich vor allem dysfunktional: „[...] secrecy was one of those structures of Soviet life to which everyone could adapt and from which anyone could learn to turn a ruble“ (S. XVII). Von ihr profitierte vor allem die Rüstungsindustrie, die dadurch die Weitergabe elementarer Informationen nicht nur an die Kunden, sondern selbst an die Kontrolleure und die Rüstungsplaner verweigern konnte. Harrison betont, dass auch in Marktwirtschaften die Märkte für Rüstungsgüter in der Regel nicht funktionieren, weil die wenigen großen Waffenbetriebe ihre Monopolsituation gegenüber Staat und Militär ausnutzen, um durch Lieferverzögerungen die Kosten nach oben und zugleich die Qualität nach unten zu treiben. Die Beiträge weisen nach, dass sich die sowjetische Rüstungsindustrie der gleichen Verhaltensweisen bediente. Auch die zentrale Kontrolle vermochte sie daran nicht zu hindern. Der technische Fortschritt im Flugzeugbau beruhte nicht auf der Weitsicht des Diktators, sondern eher auf systemwidrigem Verhalten: auf dem Ehrgeiz der Erfinder, die sich als Lob-

byisten für ihre Ideen betätigten und sich auch durch Repressionen und Fehlschläge nicht unterkriegen ließen, und auf der Konkurrenz zwischen Armee, Rüstungsministerium und NKVD, die unabhängig voneinander Entwicklungsbüros, und sei es im Gulag, unterhielten, um den anderen im Wettkampf um Neukonstruktionen auszustechen.

In seinem eigentlichen Kompetenzbereich, den Aussagen zum Rüstungssektor, vermag der Sammelband unser Wissen um die Funktionsweise der Diktatur Stalins wesentlich zu erweitern. Er zwingt dazu, bisherige Vorstellungen von zentraler Kontrolle zu revidieren, indem er die regulierende Rolle des Diktators in Zweifel zieht. Jeder wirtschaftlich Handelnde versuchte die Kommandos zu beeinflussen oder zu ignorieren. Wenn wir die persönlichen Ziele der Manager, Arbeiter und Wissenschaftler in den Blick nehmen, dann erscheint die Organisation des Rüstungssektors gar nicht mehr als irrational, chaotisch und spannungsgeladen. Sie erweist sich vielmehr als beeinflusst von kalkulierten Aktionen rationaler Agenten, die aus ihrer jeweiligen Situation heraus eigene Interessen verfolgten und eben damit sicherstellten, dass die Förderung des Rüstungssektors nicht völlig im Chaos versank. In der alltäglichen Zusammenarbeit der Agenten vollzog sich ein illegales, aber höchst effektives Aushandeln, das die schlimmsten Mängel der Kommandos von oben beseitigte. Das Gesamtergebnis, gemessen an Waffen und Ausrüstung, reichte aus, um Deutschland zu besiegen. „The extent to which Stalin was able to secure these outcomes is one measure of his efficiency as a dictator“ (S. 257).

*Stephan Merl, Bielefeld*

**MICHAIL I. MEL'TJUCHOV: 17 sentjabrja 1939. Sovetsko-pol'skie konflikty 1918–1939. [17. September 1939. Sowjetisch-polnische Konflikte 1918–1939.] Moskva: Veče, 2009. 621 S., Abb., Tab. = Voennye tainy XX veka. ISBN: 978-5-9533-4085-4.**

M. I. Mel'tiukhov's study of Soviet-Polish relations between 1918 and 1939 is part of the quest to find a usable Russian past under the rubble of Soviet history. The argument is framed by a sweeping theory of international relations: In the middle of Eastern Europe, we are told early on, runs a climate border, which prompted the division of the continent into "Western" and "Russian" civilizations. It is in the nature of civilizations and of states to expand, leav-

ing each contestant with the choice of gobbling up the neighbours or perishing itself (p. 3).

Despite the many question marks connected to this kind of historical philosophising, this framework would, in principle, allow a position outside or above the front-lines; but in practice the author's sympathies are strictly on the Soviet side. The "White Cause" is unmasked as "a form of foreign enslavement of the country" (p. 109), despite its officers toasting the victory of Soviet arms (p. 98). The Poles are cheerfully committing atrocity upon atrocity in the war of 1919–20, exterminating Soviet POWs in a "purposeful genocide" (p. 128), while certifying the Red Army a clean bill of war conduct (p. 107). There is only one mention of potentially outrageous conduct of Lenin's troops, and this one is merely an allegation,

immediately countered with evidence of Polish bestiality (p. 75).

Part two of the book comprises a long and detailed sequence of the various diplomatic moves and counter moves in the 1920s and 1930s, and part three a detailed operational history of the 1939 campaign. The diplomatic narrative is meant to show that the Soviet side was defensive and the Polish opponent aggressive. The Hitler-Stalin pact is read in this context as just another attempt to secure against the intrigues of the outside world. Mel'tiukhov denies that the secret protocol divided up Poland – the phrases were too vague, he claims, and nobody could have known that war with Poland was imminent (pp. 534 f). Probably aware of the flimsiness of this defence, he suddenly switches registers, moving back to his grand theory of international relations: Of course, he writes, the Soviets were defending “their interests” at times against those of others, but such “is the axiom of foreign policy strategy of any government” (p. 535). Earlier, Mel'tiukhov cites official statements that the “Second Imperialist War” had already begun, that it would lead to the fall of Capitalism and the dawn of Revolution everywhere (pp. 224 f). This theory stood in the tradition of Lenin’s fusion of war, revolution, and civil war, which made world war, properly manipulated by the revolutionaries, a birth pang of the new world. It implied the kind of brinkmanship Stalin engaged in with the pact with Germany, designed to keep the Soviets out of war until the imperialists had bloodied themselves so much, that the Red Army could reap the rewards. This strategy, explained by Stalin on 7 September 1939 to the Komintern leadership (pp. 337 f), was not the normal policy of a normal state; and insofar as it was defensive, this was defensiveness with an aggressive prong.

The Soviet invasion of Poland in 1939 was, Mel'tiukhov admits, judicially speaking an act of aggression – but nevertheless entirely justified, both morally and politically: A “revanche” for the 1921 Treaty of Riga, it just recovered what had been lost to “Polish aggression” (p. 542); as such, it not only restored “historical justice” but also improved the Soviet Union’s strategic position (p. 544). Citing N. M. Karamzin on an earlier division of Poland, Mel'tiukhov concludes: “[W]e [just] took what was ours” (p. 542). He even declares the invasion not part of the Second World War at all, but rather a “peace-keeping operation” (p. 544). This label translates the official Soviet justification for the attack (p. 363) into contemporary terminology, hiding the destructiveness of the military operation: According

to Mel'tiukhov’s own data, 3,477 Soviets and 23,500 Poles were killed, wounded, or missing in action, a ratio of nearly 1:7 (p. 540).

Mel'tiukhov makes much of the simple fact that the Stalinist occupiers of Poland in 1939–41 were not racists, but class warriors. True, but if this essential difference to the Nazis excuses the occupation regime is another matter altogether. Mel'tiukhov demands that historians be “more objective” than the victims of the time (p. 551) – by which he means to relativize all and everything the Soviets did on formerly Polish territory by contrasting it with Nazi practice. The deportation of 292,513 people in 1939–40 should be seen as a necessary operation to relieve national tensions and, anyway, deportation “is not the same as execution, isn’t it?” (pp. 551 f). Reports on the mood of the population, where those who greeted the Red Army are called “the population” and those who did not “fascists” and “reactionary elements” are mobilized to show that the majority wanted to become Soviets and hence no annexation took place (pp. 502–520); the “elections” to legitimate the Soviet takeover are cited to the same end (p. 519; pp. 548 f).

Mel'tiukhov gives selective evidence of Soviet crimes in the occupied territories. A very good chapter on illegal conduct during the fighting itself – execution of POWs, rape, random killings, looting – shows the military leadership struggle with both ranks and commanders taking the law into their own hands. Other cases, where the political leadership was clearly implicated, are a harder nut to crack. Some he simply passes over in silence, such as the mass shootings of prison inmates in 1941. The mass executions of 1940 – now symbolized by the name Katyn’, one of the killing sites – proved impossible to ignore. Mel'tiukhov calls this event a “war crime” (p. 553), but immediately declares it a reaction to the prior crimes of the Polish side, in particular the mass dying of Soviet POWs in 1919–21 (p. 553).

Nevertheless, Mel'tiukhov is right: We need to put what happened from 1939 into the context of the experience of the bloody years 1914–21. We cannot understand what happened in the Second World War and after without paying attention to this horizon of experience of many of the key actors involved, including ordinary citizens. It is also true, and worth pointing out, that the Soviets were not the only ones interested in expanding their sphere of influence and pushing their borders outward. The notion that you either grow or perish, while an awful simplification as an analytical theory, did in fact animate many decision makers. It clearly resonated

with Polish politicians, who after all had experienced in the past that they had to be either strong or a part of the Russian empire; likewise, it made perfect sense to Lenin's men, including Stalin, who had made a revolution on the premise that it would spread in a war-turned-civil-war to the rest of the world. The "Second Imperialist War" seemed like a new chance to move history in the direction it by right and theory should have already taken after 1917. To understand this logic means to comprehend much of what happened in Eastern Europe in

**VALERIJ T. STIGNEEV: Vek fotografii, 1894–1994. Očerki istorii otečestvennoj fotografii. [Ein Jahrhundert Fotografie, 1894–1994. Überblick über die Geschichte der russischen Fotografie]. Moskva: LKI, 2007. 392 S., Abb. ISBN: 978-5-382-00051-0.**

Im deutschen Fernleihverkehr bieten nur sechs Bibliotheken ein Exemplar dieser inzwischen in der fünften Auflage vorliegenden Monographie an. Sicher ist Russisch keine gängige Wissenschaftssprache – doch in Zeiten der „visuellen Wende“ hätte das Buch eine größere Aufmerksamkeit verdient. Immerhin nimmt es erstmals die gesamte sowjetische Epoche aus fotohistorischer Perspektive in den Blick. Zusammen mit Elena Barchatovas monumentaler Abhandlung zur Fotokunst der Zarenzeit (*Russkaja svetopis' Pervyj vek fotoiskusstva 1839–1914*. S.-Peterburg, 2009) liegt nun ein aktueller Überblick zur gesamten russländisch-sowjetischen Fotogeschichte vor. Eine Gesamtdarstellung – um das vorwegzunehmen – ersetzen beide nicht. Zwar hat Stigneeve sein Buch breiter angelegt als seine Petersburger Kollegin, doch zu Recht betont er schon im Untertitel das Skizzenhafte; im Mittelpunkt des Buches stehen Fotografien und Fotografen, Ausstellungen sowie berufliche bzw. politische Vereinigungen. Drei Bereiche finden besondere Beachtung: der Fotojournalismus, die Kriegsfotografie und die künstlerische Fotografie. Anders als viele westliche Darstellungen betreibt Stigneeve jedoch keine erneute Werkschau prominenter Fotografen wie Aleksandr Rodčenko – er untersucht vielmehr Fotografie als Massenphänomen am Beispiel von Berufsfotografen wie von Amateuren. Auch von der erdrückend-deskriptiven Technikgeschichte sowjetischer Provenienz finden sich in Stigneeves Darstellung keine Spuren mehr – viel mehr Raum gibt er den Techniken fotografischer Praxis, den Fragen von Sujet und Stil, der Inszenierung und Instrumentalisierung fotografischer Bilder. Hier wird die Doppelqualifikation des Autors als renommierter Fotograf und

the inter-war and war years. That Mel'tiukhov identifies strongly with one of the sides seriously imperils his analysis, in the process reanimating this bloody, traumatic and aggressive past as part of the present Russian national consciousness. The analytical frame itself, however, if freed from these politics of history, remains useful for rethinking the Second World War in the East as part of this region's age of violence.

*Mark Edele, Crawley, Western Australia*

promovierter Historiker sichtbar. Dennoch vermisst man, neben einer kultur- oder sozialgeschichtlichen Reflexion über das Medium, Informationen über andere als die genannten Anwendungs- und Wirkungsbereiche der Fotografie. Beispielweise war sie für ganz unterschiedliche Wissenschaften ein Mittel, Erkenntnisse zu gewinnen und zu visualisieren. Auch ihre Bedeutung für die sowjetische Propaganda (sowie die Eingriffe der Zensur) behandelt Stigneeve zu kurz. Letztlich legt er mehr Wert auf Fotografien als wirkungsmächtige und manipulierbare Bilder als auf die mit Hilfe dieser Artefakte (re)produzierten mentalen Bilder und deren Wirkungsmacht.

Das Buch schlägt einen Bogen von 1894 bis 1994, wobei das Enddatum, die Gründung des Verbandes der russländischen Fotokünstler, willkürlich wirkt gegenüber der Gründung der Russischen Fotografischen Gesellschaft im Jahr 1894. Letztere stellte in der Tat einen Einschnitt in der Vereins- und Pressegeschichte der organisierten Fotografie des Zarenreichs dar. Ob ihre Gründung epochale Bedeutung besaß, ist eine andere Frage; ihr hätte Stigneeve leicht ausweichen können, hätte er sein Buch als sowjetische Fotografiegeschichte konzipiert. Die Kapitel über das Zarenreich und die postsowjetische Zeit fallen mit zwanzig bzw. sieben Seiten ohnehin viel zu knapp aus. Trotzdem bleibt es ein Verdienst, auf das Fortwirken biographischer wie stilistisch-thematischer Traditionen über die beiden Epochengrenzen von 1917 und 1991 hinzuweisen. Die sechzehn Kapitel sind chronologisch, jedoch nicht chronistisch angeordnet und in fünf thematische Blöcke gegliedert. Im ersten Teil mit dem Schwerpunkt auf den 1920er Jahren zeichnet Stigneeve ein Panorama teils miteinander konkurrierender, teils sich überlagernder Richtungen: die ästhetische Schule der Zarenzeit und ausländische Einflüsse, die ‚linke‘ Avantgarde und der sich professionalisierende Fotojournalismus, sowie die von oben geförderte Amateurbewegung am Ende der Dekade. Es war eine Zeit polemischer Auseinandersetzungen, aber auch des Pluralismus; die vorrevolutionäre Foto-

grafie fand Beifall sogar noch in der neuen Staatlichen Akademie der Kunstwissenschaften. In den 1930er-Jahren (Teil II) verschärfte sich der Richtungsstreit. Doch galt zunächst die journalistische Fotoreportage über den sozialistischen Aufbau als maßstabsetzend, so setzte sich auch in der Fotografie ab der Mitte des Jahrzehnts das Paradigma des Sozialistischen Realismus als verpflichtend durch. Neben der Propagierung positiver Helden und ihrer Arbeitsleistungen bedeutete dieses neue Ideal eine (Wieder-)Aufwertung von Motiven, die von Avantgardefotografen als vorrevolutionär und kitschig abgelehnt worden waren wie Landschafts-, Natur- oder Familienfotografien. Zugleich zeigt Stigneev, dass nicht nur manche Impulse der Avantgardefotografen, sondern auch sie selbst im Fotojournalismus der Stalinzeit weiterlebten. Auch der „Große Vaterländische Krieg“ (Teil III) bot hierfür einen Rahmen. Sicher zielten die propagandistischen Vorgaben eindeutig auf die Mobilisierung der Bevölkerung und die Stärkung ihrer Kriegs- und Opferbereitschaft, aber die Umsetzung vor Ort hing von schnellen Entscheidungen und persönlichem Talent ab. Stigneev gibt einen Überblick über unterschiedliche Themen (Helden, Leiden, Feinde) – eine Phaseneinteilung wäre hier hilfreich gewesen. Ebenso hätten sowjetische Fotografinnen nicht nur in diesem Kapitel mehr als eine beiläufige Erwähnung verdient. In den beiden Abschnitten zur Nachkriegszeit fasst Stigneev zunächst die erneut aufflammende Diskussion über die schwierige Grenze zwischen dokumentarischer und künstlerischer Fotografie zusammen (Teil IV). In diese Zeit fiel der „Höhepunkt“ (S. 231) des Fotojournalismus als Vorzeigeform der sowjetischen Fotografie insgesamt, einschließlich der Fotokunst. Gleichwohl übersieht Stigneev auch andere Bereiche nicht, wie die von ihm „naive Fotografie“ genannte Produktion etwa von Propagandabildern oder Ansichtskar-

ten. Eine Verknüpfung mit der aktuellen Erforschung des Tourismus und seinen fotografischen Praktiken unterbleibt indes. Von der „naiven“ unterscheidet Stigneev die „schöpferische“ Fotografie der zweiten Jahrhunderthälfte (Teil V), die nicht zuletzt in engagierten Fotozirkeln ein Forum für Austausch und Selbstdarstellung fand. Dort entstanden während der Brežnev-Zeit neue Ausdrucksformen jenseits der tonangebenden Fotoreportage. Diese Stilrichtungen profitierten dann von den neuen Freiheiten der Perestrojka-Zeit und gerieten zugleich unter den neuen Druck der Marktkonformität.

Stigneev ist ein informierter und detaillierter Querschnitt durch die sowjetische Fotogeschichte gelungen, den man öfter zur Hand nehmen wird. Sicher wirkt an manchen Stellen die Schwerpunktsetzung aus geschichtswissenschaftlicher Sicht eigenwillig: Warum gibt er ausführliche biographische Informationen über einigermaßen prominente Fotografen der 1920er bis 1940er Jahre – nicht aber zu den weitaus weniger bekannten Fotografen der Nachkriegszeit? Warum findet die (lange Zeit einzige) Fotozeitschrift „Sovetskoe Foto“ eine geradezu ausschließliche Beachtung – nicht aber die in ihrer Massenwirkung viel einflussreicheren illustrierten Zeitschriften wie „Ogonëk“? Warum schließlich findet sich im illustrierten Anhang ein weiterer Querschnitt durch die Fotografiegeschichte, auf den im Text nicht einmal verwiesen wird, während man andererseits analysierte Fotografien in diesem Anhang vergeblich sucht? Solche Fragen schmälern den Lektüregewinn jedoch keineswegs; viel störender ist die schlechte Bindung des Buches, die es schon während der Erstlektüre auseinanderfallen lässt. Das Fazit kann gleichwohl nur eine klare Kaufempfehlung sein.

*Andreas Renner, Tübingen/Heidelberg*

**BER BORIS KOTLERMAN: In Search of Milk and Honey: The Theater of “Soviet Jewish Statehood”, (1934–49). Bloomington: Slavica Publishers, 2009. XIV, 302 pp. ISBN 978-0-89357-347-8.**

On 7 May 1934, the Soviet Union established the “Jewish Autonomous Region” (JAR) in the Far Eastern Territory, seemingly relegating Jewish culture to the periphery. Ber Boris Kotlerman’s study, however, shows us that this was not the case. Along with the JAR, the Soviet Union created the Birobidzhan State Yiddish Theater (BirGOSET), which, at first, strengthened the hierarchy of State Yiddish Theaters by following the creative lead of the Moscow State Yiddish Theater. By 1936, Birobidzhan was declared

the center of Soviet Jewish Culture. By 1937, according to Kotlerman, BirGOSET was the primary State apparatus disseminating Jewish/Yiddish culture, national pride, and Soviet ideology. Fundamental to Kotlerman’s study is the repositioning of Birobidzhan from periphery to the center of Yiddish, read Jewish, culture in the Soviet Union. The process by which this shift took place is made most clearly, according to Kotlerman, when politics and culture are read together.

Kotlerman’s study is rooted deeply in theater, newspaper, and literary archives housed in Birobidzhan, Moscow, Frankfurt, and New York. He also conducted several interviews with those close to the primary protagonists (BirGOSET’s directors, play-

wrights, and actors) in this story. Using this combination of sources, Kotlerman cleverly reconstructs the development of BirGOSET as a series of six “acts.” Kotlerman’s most successful analytical theme rests on his claim that scholars of Birobidzhan are blinded by its geographical remoteness and focus only on politics. The shortcomings present in these studies, argues Kotlerman, are that they do not engage with the particular overlaps among politics, culture, and nation that Birobidzhan and its State Theater represented to the Soviet Union, specifically after 1937. In mid-1930s Soviet Union, in the midst of the Cultural Revolution, culture was politics and politics was transmitted through culture. It should be no surprise, then, that BirGOSET was at the center (regardless of its geographical location) of genuine Jewish national culture.

To coincide with the third anniversary of the establishment of the JAR, BirGOSET theater director Moishe Goldblat’s staged “Boytre,” which the “Birobidzhaner Stern” lauded as a correction to MosGOSET’s mistakes. Mistakes, which Lazar Kaganovich, a close ally of Joseph Stalin, member of the Politburo and part-time theater critic, claimed lay in MosGOSET’s inability to recognize and present Birobidzhan within its rightful place in Jewish history. According to Kaganovich, Birobidzhan represented a “heroic” Jewish present – the direct successor of the Maccabees and Bar Kokhba. This was a turning point and, according to Kotlerman, enabled the transformation of BirGOSET “into something more than a high-quality Soviet Yiddish theater, in a national theater, the theater of ‘Soviet Jewish statehood’” (p. 99). “Against the background of increasing political repression,” argues Kotlerman, “the theater suddenly became practically the only open expression of the national distinctiveness of the Jewish Autonomous Region” (p. 85). As mass arrests occurred in Birobidzhan against Jewish activists, the move towards Yiddish culture hege-

mony through the theater did not stop. The theater was the constant force in the quest for Jewish national autonomy in Birobidzhan.

Kotlerman does an excellent job of re-casting Birobidzhan’s role as central within Soviet Jewish history, however, his study would have benefitted from a serious engagement with the secondary literature on the history of Birobidzhan. This would widen the scope of the potential reader as well as help place the significance of Kotlerman’s argument that it was the so-called periphery of Jewish life that became the center of Jewish (Yiddish) culture in the Soviet Union. To emphasize this point within broader Soviet scholarship, Kotlerman could have also made larger use of the historiography on the relationship between Moscow and the various peripheries entangled in the nationalizing campaigns of the mid-1930s. This would only add to the impact and significance of his argument.

“In Search of Milk and Honey,” with its twenty-one pages of photographs and detailed descriptions of the actors and directors involved in the nationalizing project of BirGOSET, brings an important and under-evaluated aspect of Jewish and cultural history to life. It also repositions Birobidzhan to the center of the Soviet Jewish cultural milieu and does a remarkable job of avoiding teleology in its construction. If you travel to Birobidzhan, you will still see signs in Yiddish, but these are relics of an abandoned project. In 1979, the census counted approximately 10,000 Jews living in Birobidzhan: only 1,500 declared Yiddish as their everyday, spoken language. Ber Boris Kotlerman reminds us that Birobidzhan was at the center of Jewish life in the Soviet Union and that, at one time, there was political and cultural power behind saying, as they did in the play, “Er iz fun Birobidzhan” (He is from Birobidzhan).

*Nick Underwood, Denver/USA*

**MICHAEL I. MEL’TJUCHOV: Bessarabskij vopros meždu mirovymi vojnami 1917–1940 [Die bessarabische Frage zwischen den Weltkriegen 1917–1940]. Moskva: Veče, 2010. 464 S., Ktn., Tab. = Aktual’naja istorija. ISBN: 978-5-9533-5010-5.**

Der 22. Juni 1941 steht aus der Perspektive weiter gesellschaftlicher Teile sowohl Russlands (als Kerngebiet der ehemaligen Sowjetunion) als auch Rumäniens für traumatische Erfahrungen. Markierte dieses Datum doch für die UdSSR den Beginn des Großen Vaterländischen Krieges und den Eckstein eines der staatlichen Gründungsnarrative. Gleichzeitig konnte damit Großrumänien Bessarabien, das östliche Mol-

daubiet, das seit 1918 zum Königreich Rumänien gehört hatte, nach einem kurzen sowjetischen Intermezzo wieder unter seine Herrschaft stellen. Die Sowjetunion musste dieses Territorium damit schon zum zweiten Mal abgeben. Die im Dezember 1917 deklarierte „Moldauische Volksrepublik“ als Bestandteil der „Föderativen Russländischen Demokratischen Republik“ war in den Wirren des Bürgerkrieges nur von kurzem Bestand gewesen. Mit den Pariser Friedensschlüssen nach 1918 war dieser Teil der Moldau, der seit 1812 zum russischen Kaiserreich gehört hatte, unter heftigem Protest Moskaus an Großrumänien gefallen. Der Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 schien – zumindest aus dem Blickwin-

kel des Kremls – diese historische Fehlentscheidung zu korrigieren. Das Gebiet zwischen Prut und Dnister gehörte knapp ein Jahr lang als politischer Teilraum unter der Bezeichnung „Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik“ ‚neuerlich‘ zur Sowjetunion. Das angesprochene Territorium war jedoch nur im Kern deckungsgleich. Vor allem die östliche Grenze schwankte beträchtlich und ging 1940 über den Dnister hinaus. Ein Umstand auf den der Transnistrien-Konflikt seit 1991 im Wesentlichen aufbaut.

Verlust und Wiedergewinn haben aus den Perspektiven Bukarests und Moskaus in weiten Teilen der national gefärbten Literatur wie auch im jeweils zeitgenössischen Diskurs eine sehr unterschiedliche Bedeutung. Für die junge Sowjetunion bzw. das revolutionäre Russland galt der Verlust dieses ‚angestammten‘ Gebietes als Demütigung, der im Moment der militärischen Schwäche nach 1918 nicht begegnet werden konnte, sehr wohl aber im Zuge des Wiedererstarkens als Weltmacht während des Zweiten Weltkriegs. Rumänien begründete im Gegensatz dazu 1922 mit der Krönung seines Königs Großrumänien, einen Nationalstaat, der durch den Kriegsausgang erheblich an Fläche dazugewonnen hatte. Dazu zählten eben auch Bessarabien und die Bukowina. Die damit realisierte Irredentabewegung geriet gleichsam zum Fundament rumänischer Staatlichkeit. Es bleibt jedoch anzumerken, dass der Verlust der Moldau (und der nördlichen Bukowina mit Czernowitz) an die Sowjetunion 1940 nicht in dem Maße in der rumänischen Öffentlichkeit wahrgenommen und diskutiert wurde wie die zeitgleich erfolgte Teilung Siebenbürgens.

Die vorliegende Arbeit Mel'tjuchovs dokumentiert, wie schon das Erscheinungsdatum – 70 Jahre nach der „Befreiung von der rumänischen Okkupation“ (S. 16) – ausdrückt, unzweideutig eine nationale russische Perspektive der Vergangenheit. Schon die Gliederung lässt die tendenziöse Darstellung erkennen. Mel'tjuchov baut seine Studie chronologisch in drei Kapiteln auf: „Raub (1917–1920)“, „Suche nach einem Kompromiss (1921–1939)“ und „Befreiung (1939–1940)“.

Der Autor betont im Vorwort, dass es die Aufgabe der gegenwärtigen russländischen Historiographie sei, den Aufstieg der Sowjetunion „vom Paria der internationalen Gemeinschaft zur zweiten Weltmacht“ aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten (S. 18). Mel'tjuchov meint damit allerdings eine Art der Ehrenrettung für die Sowjetunion (und ihrer Institutionen wie die Roten Armee), was von Anfang an keinen Zweifel an seinem revisionistischen Beitrag zur Geschichtspolitik aufkommen lässt. Andere

Institutionen wie NKWD oder SMERŠ, die unmittelbar hinter der Front agierten, werden in dieser Abhandlung ohnedies ausgespart.

Wie schon in seinen vorhergegangenen Arbeiten – zwei davon sind im selben Verlag erschienen (Upuščenij šans Stalina. Sovetskij Sojus i bor'ba za Evropu 1939–1941. Moskva 2000; Sovetsko-pol'skie vojny. Voenno-političeskoe protivostojanie 1918–1939. Moskva 2001) – beschäftigt sich Mel'tjuchov vorwiegend mit der sowjetischen Perspektive zu Themen der Zwischenkriegszeit. Die erwähnten Publikationen entziehen sich allerdings in ihrem Inhalt dem Rezensenten. In der vorliegenden Arbeit nimmt sich Mel'tjuchov eines – wie oben bereits erwähnt – weiteren neuralgischen Punktes der sowjetischen Geschichte an. Sie lässt sich aus zwei Perspektiven betrachten. Zum einen aus der quellenkritischen. Der Autor kann zwar auf ein detailliertes Quellenstudium in den Moskauer Archiven (RGVA, GARF, RGASPI) verweisen, wie es zu diesem Thema bislang nicht vorlag. Allerdings erschöpft sich seine Auswertung größtenteils in militärgeschichtlichen Details bis hin auf die Ebene von Tagesbefehlen und waffentechnischer Ausstattung einzelner Truppenteile. Diese vielfach aus den Quellen direkt übernommenen, rein deskriptiven Abschnitte dominieren die Studie in einer erschlagenden Quantität (etwa S. 227–289 und 297–341). Die verwendete Literatur, die sich über den Anmerkungsapparat nur mühsam erschließen lässt, verweist fast ausschließlich auf russische bzw. weithin ältere sowjetische Publikationen zum Thema. Rumänische Arbeiten fehlen de facto gänzlich, obwohl der Autor selbst die Einseitigkeit der Darstellung der rumänischen Historiker kritisiert. Bei der hier zu besprechenden Arbeit ignoriert er etwa zentrale Publikationen aus dem deutschen oder englischsprachigen Raum, die sicherlich auch in Moskau zugänglich sind. Ausgenommen davon ist eine Ausgabe der Akten zur deutschen auswärtigen Politik aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Insofern bleibt Mel'tjuchov zumindest dem Anschein nach dem Titel seiner 1995 in Moskau eingereichten Dissertation treu (Sovremennaja otečestvennaja istoriografija predistorii Velikoj Otečestvennoj Vojny [1985–1995]).

Die Argumentation bewegt sich oftmals in einem geschlossenen Kreis von vornherein klarer Haltungen. So sei der Einmarsch der Roten Armee in die ‚sowjetische‘ Moldau durch die „Bevölkerung Bessarabiens und der Bukowina mit Enthusiasmus und Freude“ willkommen geheißen worden (S. 364). Als Belegstelle für diese Stimmung führt Mel'tjuchov sicherheitsdienstliche Berichte und Meldungen der

„Pravda“ (sic!) an. Die Diktion der älteren sowjetischen Literatur bzw. deren Anschauungen werden in diesem Stil ohne kritische Anmerkungen übernommen. Die (ohne Quellangabe) auf dem Umschlag verwendete Photographie unterstreicht dergestalt das propagierte Bild der feierlichen Befreiungsstimmung und erhebt die einseitige Darstellung Mel'tjučovs aus russischer Perspektive zur letzten historischen Gewissheit, umgeben von einem georteten Meer vermeintlich feindlich gesinnter Historiker-Agitatoren.

Die damit schon angesprochene zweite Perspektive ist wesentlich komplexer und weitestgehend vor dem geschichtspolitischen Hintergrund des neu erstarkten Russlands zu verstehen. Dazu ein paar Zufälligkeiten, die in dieser Publikation aufeinandertreffen. Der Auftraggeber zu dieser Arbeit (*Fond istoričeskoj perspektivy*) gibt einerseits in seinem Geleitwort die Direktiven der Studie vor: „Die Wiedererrichtung der sowjetisch-rumänischen Grenze [...]; die Befreiung von der rumänischen Okkupation und die Wiedervereinigung mit der UdSSR“. Die nötigen Schlagworte werden dementsprechend sowohl im Geleitwort des Fonds als auch wiederholt in der Zusammenfassung des Autors durch fette Lettern hervorgehoben. Andererseits ist das dem Vorwort vorangestellte Motto Mel'tjučovs, das vom führenden russischen Historiker des beginnenden 19. Jahrhunderts N. M. Karamzin stammt, für seine eigene Studie programmatisch: „Ni pjadi ni vragu, ni drugu!“ (Keine Handbreit, weder dem Feind, noch dem Freund). Ein Motto, das zudem Stalin in seiner Radioansprache am 3. Juli 1941 in paraphrasierender Weise neuerlich aufgriff und das somit in der Kontinuität der Gedanken am Beginn der Arbeit Mel'tjučovs wohl eine unzweideutige Botschaft vermitteln soll. Des Weiteren setzt sich das Redaktionskollegium u.a. aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften (V. S. Mjasnikov), dem Rektor der MGIMO, einer dem Außenministerium unterstehende Universität (A. V. Torkunov), einem ehemaligen sowjetischen Botschafter (V. M. Falin) sowie dem stellvertretenden Vorsitzenden der „Kommission des Präsidenten der Russländischen Föderation zur Verhinderung von Geschichtsfälschung zum Nachteil der Interessen Russlands“ (I. I. Siroš) zusammen. Zuletzt noch der Verlag selbst, dessen Programm einen russisch-nationalistischen Schwerpunkt aufweist. Die Bezeichnung „Veče“ bezieht sich auf die altrussische Volksversammlung in Novgorod.

Inhaltlich erschöpft sich die Studie in der positiven Darstellung der Befreiung und erinnert stark an Standardpublikationen der Sowjetunion zum Großen Vaterländischen Krieg. Der Hitler-Stalin-Pakt wird relativiert und als diplomatische Notwendigkeit, ja als Erfolg der Sowjetdiplomatie interpretiert (S. 390). Das Ultimatum an Bukarest zur Abtretung Bessarabiens und der Nordbukowina rechtfertigt der Autor mit der als widerrechtlich erfahrenen rumänischen Aggression bzw. Annexion von 1918 (S. 395–396). Hinweise auf die sowjetische Verwaltungspraxis, auf die Deportationen und auf den Aufbau eines politischen Repressionsapparates zwischen 1940 und 1941 fehlen gänzlich oder stehen konsequenterweise außerhalb der präsentierten geschichtspolitischen Perspektive, die sich fast ausschließlich auf diplomatisch-militärische Vorgänge konzentriert und mit dem (ersten) Einmarsch der Roten Armee in Bessarabien endet.

In der Summe liefert die vorliegende Publikation ein geradezu exemplarisches Bild des neuen Russland, das seinen Platz in der Weltgeschichte ein- bzw. zurückfordert (S. 16). Kritische Stimmen werden, stammen sie aus den Reihen der ausländischen Historiker, als einseitig und unsachlich abgetan, kommen sie jedoch aus den eigenen Reihen, marginalisiert (S. 8 und 394). Mel'tjučovs Buch ist mithin kein ‚Ausreißer‘, sondern Beispiel der gegenwärtig in Russland vorherrschenden heterogenen Stimmung in der Öffentlichkeit und symptomatisch für das systematische Zurückdrängen der ohnedies schwach ausgeprägten Zivilgesellschaft durch die wachsende bürokratische Autokratie. Es existiert noch keine offene Zensur historisch wissenschaftlicher Arbeiten, auch funktionieren die Organe – wie die genannte Präsidialkommission – überaus ineffektiv, aber sehr wohl wird die öffentliche Meinung durch gezielt von staatlichen Stellen geförderte Publikationen wie diese in eine gewünschte Richtung gedrängt. Der daraus mithin erwachsende Ansatz zu Selbstzensur ist weit verbreitet. Letztlich schlägt sich diese offizielle Linie seit 2000 maßgeblich auch in den Schulbüchern nieder und erreicht damit eine enorme Breitenwirkung. Beides weist bedauerlicher Weise in die absolut gegenteilige Richtung zu einer stabilen, modernisierten und offenen Gesellschaft, wie sie selbst russländische Staatsmänner immer wieder vollmundig einfordern.

Kurt Scharr, Innsbruck

**Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas. Bestandsaufnahmen und Forschungsperspektiven.** Hrsg. von Stefan Troebst unter Mitarbeit von Susan Baumgartl. Göttingen: Wallenstein, 2010. 648 S. = **Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert**, 5. ISBN: 978-3-8353-0637-0.

Die Erinnerung an die Diktaturen in Bulgarien, Griechenland, Lettland, Polen, Portugal, Rumänien, Spanien und der Ukraine ist das Thema dieses Bandes, der deutsch- und englischsprachige Beiträge von vierzehn Autoren einschließt. In der Einführung geht Stefan Troebst zunächst auf die theoretischen Zusammenhänge zwischen der Erinnerungskultur und der Geschichtskultur und -politik ein. Danach erörtert er die Frage, ob der Vergleich verschiedener nichtdemokratischer und diktatorischer Regime zu deren Bewältigung führen bzw. beitragen kann.

Im ersten empirischen Beitrag stellt Manuel Loff dar, wie sich das 48 Jahre bestehende Regime des portugiesischen Diktators António de Oliveira Salazar wandelte und wie schwierig der Prozess der Aufarbeitung dieses Regimes verlief. Die portugiesische Diktatur faschierte sich zunächst ganz im Stil des europäischen Faschismus, nahm dann aber bereits vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges Abschied von dieser in Verruf geratenen politischen Strömung, um in der letzten Phase brutale Kolonialkriege zu führen und ihre Existenz mit einem relativen wirtschaftlichen Wachstum zu legitimieren. Der Prozess der Aufarbeitung nach dem Fall des Systems zeichnete sich zuerst durch das charakteristische konservative Schweigen, Romantisieren, Nostalgisieren und Verdrängen aus, bis es schließlich 1994 in Portugal zu einer Debatte kam, die Loff „Memory's Uprising“ (S. 92) nennt.

Admation Skorados behandelt die Diktatur der fast ausschließlich aus Obristen bestehenden, fünfzehnköpfigen griechischen Junta unter der Führung des Generals Georgios Papadopoulos, die 1967 „aufgrund der ‚Gefahr‘ einer Demokratisierung“ die Macht übernahm und sie bis 1974 nicht abgab (S. 124). Skorados stellt die interessante These auf, dass der „Diktator Papadopoulos und seine Komplizen [...] durch ihren hysterischen Antikommunismus und kitschigen hellenochristlichen Überpatriotismus“ selbst den Sturz ihrer eigener Diktatur vorangetrieben hätten (S. 130). Sehr interessant ist auch Skorados' Darstellung der nicht eindeutigen Wahrnehmung der Junta, die eine Brücke zur Frage der Erinnerung und Aufarbeitung schlägt.

Die Diktatur des spanischen Caudillo wird in zwei Beiträgen thematisiert. Im ersten erklären Xosé Manuel Núñez und Andreas Stucki wie die „nationale Versöhnung“ die gesellschaftliche Aufarbeitung der bis 1975 dauernden franquistisch-faschistischen Diktatur verhinderte und wie die konservative Volkspartei mit ihrer „neofranquistischen Propaganda“ jahrelang eine gesellschaftliche Selbstzensur durchsetzte (S. 216–217). Im zweiten Beitrag erörtert Carsten Humlebaek die Frage nach der Aufarbeitung der franquistischen Diktatur im Kontext der „langen“ spanischen Geschichte und der regional-nationalen Vielfalt des Landes. Dabei wird deutlich, dass das an Verdrängen grenzende Überbetonen solcher positiv besetzter Ereignisse wie der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus gar nicht förderlich für den Prozess der Aufarbeitung der Geschichte ist. Ähnlich gestaltet sich die Frage der regionalen Nationalismen der Basken und Katalanen, die ihre eigenen nationalen Projekte dem Prozess der Demokratisierung vorziehen (S. 293, 302).

Krzysztof Ruchniewicz setzt sich mit der Geschichtspolitik Polens, dem wohl merkwürdigsten Nachwendephänomen schlechthin, auseinander. Während sich vor der Wende die kommunistische Geschichtsdeutung wegen des „Kultes eines opferbereiten Patriotismus“ und der „Neigung der polnischen Seele zum Märtyrertum“ nicht durchsetzen konnte (S. 309, 312), wurde sie nach der Wende von den Protagonisten der Geschichtspolitik dazu missbraucht, einen gegen wissenschaftliche Reflexion gerichteten Patriotismus als den einzig richtigen Zugang zur Geschichte zu etablieren (S. 315). Der Autor weist auf einige schwierige Fragen der polnischen Geschichte hin, etwa die Beziehungen Polens zu seinen deutschen und ukrainischen Nachbarn oder die polnisch-jüdischen Beziehungen, deren Aufarbeitung durch den Patriotismus und die vom Patriotismus unterwanderte Geschichtspolitik erschwert wurde. Interessanterweise meint er aber dann, dass ein anderer Patriotismus, ein sogenannter „kritischer Patriotismus“, den er dem „Patriotismus der Niederlage“ entgegensetzt, eine Lösung dieser Probleme sein könnte (S. 316, 319, 329).

Daina Bleiere setzt sich in ihrem Beitrag mit der sowjetischen und der einheimischen Diktatur in Litauen auseinander, deren Aufarbeitung sehr stark durch ihre verfeindete Natur beeinflusst ist. Dieses Problem ist eher die Regel als die Ausnahme in einigen ehemaligen europäischen Republiken der Sowjetunion. Die durch die kommunistische Besatzung bedingte Tradition der Verleugnung und Verdrängung des eignen Faschismus, Antisemitismus und

der eigenen Verbrechen, die zum Beispiel den national-konservativen Diktator Karlis Ulmanis als einen Demokraten präsentiert, wurde bereits in den fünfziger Jahren stark von den lettischen Veteranen der 15. und 19. Waffen-SS-Division geprägt, die sich im Exil selbst als antikommunistische und vaterlandsliebende Nationalhelden feierten (S. 337, 339).

Die Beiträge von Iskra Baeva, Evgenija Kalinova und Nikolaj Poppetrov über Bulgarien und von Cristina Petrescu und Dragoş Petrescu über Rumänien demonstrieren, dass die kommunistische Diktatur in beiden Ländern die absolut vorherrschende Aufmerksamkeit genießt. Dabei ist hervorzuheben, dass vor allem Rumänien sich im 20. Jahrhundert nicht nur unter der Herrschaft eines einzigen undemokratischen Regime befand und dass es im Zweiten Weltkrieg auf der Seite der Achsenmächte in den Holocaust und andere Verbrechen verwickelt war, was von den Autoren des Rumänienbeitrags nur am Rande erwähnt wird (z. B. S. 529). Aus beiden Beiträgen wird deshalb auch deutlich, dass die Erinnerung an den Kommunismus, die den Erinnernden den Status eines Opfers verleiht, die Erinnerung an das eigene undemokratische System und an sich selbst in der Rolle des Täters stark in den Hintergrund drängt.

Im letzten Beitrag setzt sich Georgiy Kasianov mit der Politisierung der Hungersnot von 1932–1933 in der Ukraine nach 1990 auseinander. Kasianov ar-

beitet heraus, dass vor allem der vorletzte ukrainische Präsident Viktor Juščenko die Hungersnot zu einem prominenten Leidenssymbol der ganzen ukrainischen Nation zu etablieren versuchte. Aus diesem Grund wurde die Hungersnot in der Ukraine zu einem Genozid erklärt, für dessen Leugnung dieselben Strafanrohungen wie für die Leugnung des Holocausts stehen. Der politische Plan, die Hungersnot mit dem Holocaust gleichzusetzen, stieß jedoch außerhalb der Ukraine aus verständlichen Gründen selbst unter nationalistischen, konservativen und rechtsradikalen Politikern auf wenig Verständnis.

Zusammenfassend kann man die Lektüre des Sammelbandes nur empfehlen, weil er einen interessanten komparativen Überblick über die Erinnerung an die süd- und osteuropäischen Diktaturen bietet. Einzuwenden ist aber eine gewisse Einseitigkeit einiger Beitragsautoren im Umgang mit den Diktaturen, die sich in Osteuropa keinesfalls nur auf kommunistisch-sowjetische Regime reduzieren lassen. Auch die national-konservativen und faschistischen Diktaturen sind ein Stück osteuropäischer Geschichte, die der Demokratie wegen aufgearbeitet werden müssten. Ob die erinnerungskulturelle Herangehensweise an die Geschichte diese Aufarbeitung unterstützt oder eher behindert, ist an dieser Stelle nicht zu bestimmen.

*Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin*